

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 105

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Jürgen Brôcan Lesebuch

Zusammengestellt vom Autor
und mit einem Nachwort
von Ralf Thenior



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 105

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 105

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2021 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1715-2
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Orte

(»All That Glory In The Heavens To Glean«)	10
Stadtbummel	11
Zur Wannnbrücke	12
Das Fanal	13
Fenster, Strecken, Läufe	14
Reviere	15
Abend, farbgelöscht	16
Ein Morgen Einsamkeit,	17
<i>vier stunden ließ sich turner</i>	18
In der Krummhörn	19
Brechtener Gedicht	20
Entenpähle, Köterwelt: diese Namens-	21
Mit Hochglanz, Franziskus, hing sie im	22
dämmer-	
Großraum der Nacht, steigende Stille, ein	23
Mund-	
Morgenhore	24
Gepriesen sei der Ort	25
Emscherspuren	26
Kettensägen-Routine, ab-	33
Ereignisse im November	34
Die Bäume des Friedhofs	35
Weender Gedicht	36
Menschenhand, Menschenmaschine	38
Haltestelle	39
Letzte Unruhe	40
Im Norden	46

das klangnegativ	47
die Mühen des Malers	48
im Wind (Westruper Heide)	49
der Campus (II)	50
ruhral (III)	51
Möglicher Auftrag	52
Dinge	
Nach der Angst vorm Tod ist es Schönheit,	54
Enzyklopädie der Stille (Grotte Chauvet u.a.)	55
Die Schaukel	56
Spin-Off eines Gedichts von Jorie Graham,	57
Füße, Bälle (Spin-Off eines Interviews mit Jens Lehmann)	58
<i>das bärtierchen mit dem flanschmund</i>	59
fliehende zimmer	60
die dinge	67
Gestalten	
der hauch von dem ich lebte (bilder aus dem rüschhaus)	70
im grase	70
das wort	71
die bank	72
am weiher	73
das spiegelbild	74
im moose	75
was bleibt	76

stunden im garten (bilder aus cleversulzbach)	77
plinius über apelles	80
die Kunst, sich rauszuhebeln	81
Der leidenschaftliche Gärtner	82
Vita brevis	83
Was die Alten erzählen	85
Der Künstler sieht in die Natur	86
328 Mickle Street, Camden	87
Monolog des Eadweard Muybridge	88
Zigarettenrauchzeichen	89
Der Kriegsphotograph	90
Dichtet ihm nichts an, Emesis	91
David in der Stiergrube	92
Vom Erdboden	93
Entgiftung durch Freiheit	94
Die Abenteuer eines Grashüpfers	95
Eigenheiten	
Gemälde einer Nacht	100
Lob eines Handwerks	101
Schöne Myopie	102
Erbschaft	103
Die Welt	104
In meiner Nachbarschaft	105
Luffa	106
Schwanengefahr	107
Poetik III	108
<i>der mond</i>	109

<i>aus der dunkelheit kürzestes zip</i>	110
<i>die neonsonnen warfen sezierendes licht,</i>	111
sandelholzfiguren	112
robert fuchs, 2. symphonie, erster satz	113
Im Fall des Abschieds	114
Großer Abendsegler	115
snatches from the sun	116
Porträt einer Herkunft	117
<i>im wartesaal der wintersonnenwende.</i>	118
Teppich des Lebens	120
Anemosität	121
Das Jahr der Ratte	122
Lyrik heute. Drei Plädoyers	
Keine Chance für Hölderlin?	124
<i>Über die Misere des zeitgenössischen deutschsprachigen Gedichts und dessen vielfältige Gefährdungen</i>	
»Wir leben in dem Dichterklima nicht«	129
<i>Wie mehr Offenheit die Lyrik attraktiver machen könnte</i>	
Ein Stoßseufzer und viele Jubelrufe	134
<i>Warum die Lyrik ihren Reiz auch nach Jahrzehnten nicht für mich verloren hat</i>	
Nachwort	144
Kurzvita	147
Die wichtigsten Veröffentlichungen	148
Textnachweise	150

Orte

(»All That Glory In The Heavens To Glean«)

verfolgte, vom Morgen an, einen Faden,
der durch die Dinge läuft, und sah dann,
hörte ihn und roch ihn, unter klargespülten
Himmeln, in der Nachbarschaft von Klematis-
zotteln, Patchworkstraßen, Wasserrinnseln:
er kam nicht in Blöcken, war ein Puls

aus der Hintergrundstille, Nachbeben des Schlafs:
der Tag, zutraulich wie eine Hundeschnauze:
Vögel hocken auf dem Windgeländer,
an mörtelnarbigen Mauern lehnt das Licht,
die gestapelten Farben erscheinen am Binde-

strich des Horizonts: Steine, Bäume laden sich auf
mit augenblickschöner Ewigkeit: und ging
weiter, Zaungast unter diesen Zaunresten,
Atemwege; Lungenäste; Speichel-

Stadtbummel

Das Stromwerk mit aufgerissenem Mantel
wie in der Nacktheit der Liebe
blickt auf Weizenfelder am Stadtrand,
mehr als nur ein Gedanke an hohe Fenster

backsteingerahmt: Pupillenschlitze,
die unter zuviel Licht bröckeln, beweglicher
Himmel auf reanimierten Leinwänden.
Und meine glücklichsten Tage

verbringe ich bei der Vorstellung, Insekt zu sein,
das eine Steilwandwüste hinaufkriecht,
oder Vogel, der in schartiger Fassade nistet,
in Hausjahresringen der Anbauten.

Und hinter den blickdichten Wänden
verteilt die Stirnen, die es sich erdacht haben,
wie eine frisch von Gott gefickte Welt.
Wer lange stromert, der erkennt,

ob die Häuser eine Interpunktion zwischen
wilden Grundstücken, verzäuntem Unkraut sind,
oder grüne Ausrufezeichen
in der Stadt, die überall ist, schier endlos.

Zur Wannnbrücke

Was soll's, der Abstand zwischen Wörtern und Dingen,
in mir steigt die Freude wie Quecksilber unter Hitze,
hier ist ein Stadtort, den die Stadt vergessen hat,
aus dem Planquadrat gefallen, vom Rotstift verschont,

Anfang und Ziel lange schon außer Betrieb, eine Strecke,
die zu nichts führt, nichts bringt, museales Fragment,
eingelagert in Anfangswildnis, auf den Schwellen
gelbe Schleimpilze, Schneckenspuren, leuchtend wie
Fiberglas,

wann war zuletzt einer hier? Ein weggeschnippter Filter,
blaue Flaschenscherben, ihr Rauschversprechen
beim Rauschen aus der Tiefe bedeutungslos:
eine unterwandernde Wasserschnur, wo ich einen Reiher

überrasche, der mit störrischem Geflatter startet,
lautlos kollidierend mit dem Windflieger Weidensamen.

Fenster, Strecken, Läufe

klagenvoll und – ja, dieser Tag scheint
hinauf zu dämmern ins
Unwohnliche: doch
die Muskeln des Lichts strecken sich schon
irgendwo in der Grautonskala
der Wände:
Grashalme, bachseits, und Taufragmente
glitzern, wie vereinzelte Klänge
noch vorm Wort:
geh eine Strecke, entlang
der Rinnsale, die in andere münden, wie ein
Fenster sich öffnet
ins nächste:
leg die Geographie der Flüsse
über
dein leeres Blatt,
sprich mit dem Atem Verben aus,
die in Reglosigkeit darauf
warten:
und, ich weiß, die Worte werden sich
entpuppen, *gratias agimus*
terrae, während der
Dämmerung.

(für Gustaf Sobin)

Reviere

Hier sind viele stille Reviere,
ist auch der Drillbohrer eines Spechts,
gehallt und verstärkt von den Hauswänden,

im fluchtunfähigen Holz – einer Verschalung
oder eines Baums – mit dem Sonnen-
lack darauf... Woher das Geräusch

also und was macht die Liebe, hinter
den Fassaden? Ich ging
und bedachte die Atemwege

nicht grundlos, und mir war klar, es zieht
an und betört und weitet die
Zeitmulde, in der wir kauern, nicht

die Form von Lippen & Brust... und schon
bohrt – *tocktocktock* – wieder der

Specht. Also das paßgenaue At-

men – (*Zusam-*

menatmen) –

Abend, farbgelöscht

Der Vollmond tüncht die Mauer
der Garage gespensterbleich.
Fürchte dich nicht!

Das Schattentheater
des Apfelbaums darauf
zeigt keine groteske Verrenkung.

Der hochauflösende Fernseher
hat dich nicht blind
für den Hinterhof gemacht.

Du zuckst mit keiner Wimper
beim Madengewimmel
im Pflaumenaas.

Die Krokusse sind leise
aus der Gruft
des Rasens gestiegen.

Manchmal
entgeht einem am wenigsten
in Schwarzweiß.

Ein Morgen Einsamkeit,

auf der Suche nach den glucksenden,
den W a s s e r k e h l e n , vielleicht Regen-,
Brombeerduschen, durchs Unterholz
staksen, Dornenschrift an den Knien
und das endlich wieder gespürte Herz-
flattern, an der Sprechstatt der Bäume:
da wächst Metall aus dem Boden, ver-
ankert nichts mehr, dann Tüten über
den Ästen, *Sichtkondome*; später anderer
dechiffrierter Müll: ein überwuchertes
Plakat, WRACK DEUTSCHLAND, rot-,
nein, rostgefärbt – ; und in der Stille
der Gewächspausen weben Fäden sich,
geht ein menschenscheuer Duft um.

vier stunden ließ sich turner
an den mast eines schiffes binden,
um das gepreßte grau zu malen,
das keinen raum gestattet
zwischen luft und wasser, von dem abgesehen,
den die hoffnungslosigkeit einnimmt.

im garten hilft sich ein anderer artist
soeben mit aktivismus über die magerzeit
und turnt in den kastanien,
wobei sein schwanz
energisch hellbraun aufgerüschte striche
in die kahlstellen der äste zieht.

In der Krummhörn

Es leben die Leute »unner d' Klocks Schlag«,
und ihre Toten ruhn im Schatten der Kirchen,

in solch ungewissem Boden, daß die Türme
sich zur Erde neigen wie sturztrunken.

Alluviale Halbinsel, *Herberge des Schilfs*, auch
für Nonnengans und Schwarzkopf-

möwe. Stilleben am Rand:
Karosserie mit Schaf. Im Wert »vetter

Beesten« die Orgeln, ihr rauhes Klang-
silber, und nur einen Psalmvers entfernt (aus

dem Touristen-Weitwinkel): Wasserproben
im »Kerkgraft«, nichtsda von Genuß.

Wind arbeitet jetzt in *Windparks*, wo
einmal die Dinge klarer benannt waren:

Armenlohne, Judendobbe; und das
Heilige Fenster: ein Lep r a s p a l t .

Brechtener Gedicht

Autobahnrauschen, konstante Brandung, die ans Ufer
der Straßen klatscht; darüber Himmelsblähung,

ein Aufgetürm, Luke Howards Nubifikation in vollem
Gänge,
rasche Kulissenwechsel, Flügelgebiet, Grate, als wäre

der Dunst, wie eine Anballung von Silben, sehr massiv;
Kondensstreifen, die sich kreuzen, ein aufgewirbelter
Strang

Möwen, unsere Worte, damals, auf dem Balkon... Jetzt ist
Frost am Werk, der Asphaltsprenger, läßt Wasser

und Licht in die Risse. Filigraner Schneewald
an den Fußsohlen der Wolken, *skytickler*. Die Trauer-

ränder bleichen aus. Von der Schrinde zur gesehenen. Aus
der Stille, den Kristallen, wachsen die Gedanken,
Ciaccona für

Violine solo. Striche, Punkte tapsen übers Papier: Raupe
und Chrysalide: die Struktur in den Raum entfalten.

(für Ranjit Hoskote)

Entenpäule, Köterwelt: diese Namens-

aura aus vorzeitigem Gelände, zwischen Industrie-
brache, Gasometer-Türmen, umpappelten Abflußrohren
mit dem Einsickern und Tröpfeln, das unser Verschwinden
mißt

auf dem Weg zur
Highspeed Shopping Mall.

Mit Hochglanz, Franziskus, hing sie im dämmer-
streifigen Luftbereich, blaugerandet, meeren, wie ein Tagmond,
am anderen Ende des Tages, surfte zwischen den Kirchtürmen
und dem Versicherungsklotz, blendete nicht, Bruder
saugte keine Wurzeln aus, weder Haar- noch Amaryllis-,
über diesem wasservernetzten, rohrfundierten Specknacken Europas:
die Sonne. Am Ohr, hier an der Peripherie, Tonkuhlen-Gequake,
Zeitlupencrash hinausgeschobener Stadtgrenzen; blühendes Un-
kraut flickt die Abraumkanten, darüber eine Schule von
Fliegen. Das Knorrige, Knorzige: Bachsignal
Grünschnüre; Glast und Brane ————— ein weites A,
wie der Dinge Atemgewänder,
wie Abschiedstottern.

Großraum der Nacht, steigende Stille, ein Mund-

voll Herbst. Laub segelt ins Hintergrundrauschen. Gleich
schlüpfen die ersten Geräusche: eine Haus-, dann eine
Autotür,

ein keuchender Anlasser; ein Paar Absätze (oder zwei?)
auf dem Asphalt; der Zeitungsträger am Briefkasten;

ein Mülltonnendeckel. Frühzeitig erwacht,
warten wir auf den entscheidenden Augenblick,

wenn der $\frac{3}{4}$ -Mond in die Baumkronen sinkt und erstes
Licht sich an die Dachfirste klammert, hautweiß und nichts-

nah wie der Himmel über Mustang, Zeigefingerkosmos,
dann

hebt es sich überm Geräuschpegel, *klong-klong*
der Milchflaschen auf dem Geh-

steig; ein Blatt wendet sich,

solang wir hier sind.

Gepriesen sei der Ort

Zugeklinkt, monastisch, die Brummtöne steigen an
den steilen, schnörkellosen, hell getünchten
Wänden hinauf, Ort der Einkehr,

wo dein Innerstes ans Licht kommt, Leibbeichte:
zuerst der Verlust an Substanz und später
der Beweis, daß wir Wesen aus lauter Wasser sind:

diese Exerzitien in Leichenblässe, unterm Gedröhn
der Rohre, die in Apsishöhe verschwinden
wie Orgelpfeifen, mit Dünn-
pfeiff, Flottem (im Tempo *Allegro vivace*),
wenn du den Abzugshebel drückst.

Emscherspuren

I. ›Köttelbecke‹

Anfang

des Wassers,
als würde es nicht immerzu
durch obere und untere
Welten gepumpt
*(Resonanz unserer Erinnerung
an den Anfang im Wasser,
als amniotische Flut
den Erdball bedeckte)*

demnach:

Austritt des Wassers,
das sich einfindet
im nüchtern gemauerten Teich,
wo Löwenzahn mannshoch sprießt,
wo eine Kastanie Epiphyt der Esche ist,
wo eine halbwurzelte Weide
das Gegenteil von Trauer trägt,

Nachbild früherer Auen,
mit Versumpfung, Schwermetall,
einem Reichsseuchengesetz
im weiteren Verlauf,
von dem weder Mäander
noch Mündung unberührt blieben.

II. *Brückenwildnis*

Schachtelhalme, Schuppenbäume aus Beton,
die Kronentraufe mehrspurig, vom Motorenlärm
struppig verlichtet, überall Graffitiverbiß.

Wo es hingeht durch hosenzerrende Dornen,
Brennessel, Stacheldraht, auch blühenden Holunder,
rankt ein Kabel aus dem Boden,
kauern Betonklötze wie Bruchstubben,
die Reste eines Lagers daneben, Schnapsflaschen,
Klopapier, Chipstüten, vorerst unangerostete Dosen.
Der Abfall definiert die Kultur.

An der Decke kleben Echospuren von Singsang,
Nachrichten über Jagdtermine; aber nirgendwo Bullen.

Dann ein älterer Tunnel, Investition in Bögen,
Lichtgaden, eine Ziegelrosette, Schichten des Mauerwerks
wieder und wieder sorgsam verputzt.

Der Mörtel hielt übergelaufenem Wasser stand, fäkalfarben,
die Ablagerungen zerbröseln wie verkohltes Papier,
werfen sich auf wie Blätter beim Einschrumpeln,

Aufbäumen ihrer Ränder unterm Schlamm.

III. *Gespeist von Namen*

Aalbach, Groppenbach, Roßbach.
Gingen Fische durchs Wasser?
Wer warf den Kescher aus?
Tränkte einer Pferde hier, koppelnah?
Bach und Graben und Siepen,
worin Wasser zu Wassern kommt. Zu-
flüsse, gespeist von Namen.

— *Notturmo* —

Unter der Erde kroch der Wasserwurm,
wühlte sich durch gezwängte Gänge und sah
nicht den glutglühenden Himmel

nächtens, wenn der Feurige Elias
mit schwappenden Torpedopfannen
im Trogbau sich dahinschob, dahinschnob,

rohes Eisen in der Nachthöhe
über delikat geziegelten
Ornamenten des Viadukts.

IV. *Die Überlebenden*

Noch jetzt gibt es Orte, an denen etwas in Ruhe stirbt.
Die schiefe Mauer kann den verwucherten Garten
nicht bändigen, sie bröckelt auf den Gehsteig,
Kehrmaschinen räumen die Schuttbrocken wieder fort.
Wo Beete waren, modern abgeknickte Äste und der Müll,
den dreiste Passanten über die Mauer warfen.

In allem ist Widerstand gegen die Linie, den Asphalt.
Das Haus wuchs, ein Anbau, dann ein Anbau zum Anbau,
zum Zeitnest, sehr verwinkelt. Küche und Toilette
sind enthäutet, nackt wie die Verrichtungen hier.
Der Regen hat freien Zugang durch die Dachpfannen.
Überall Holzgeruch in einem Universum ziellosen Staubs.

Die Abdrücke in den Laken sind lange ausgekühlt.
Wer hat hier gewohnt? Und verließ weshalb das Haus?
Die Zier alter Haustüren wurde unter Spanplatten versteckt.
Eine Rosengardine lehnt ihren Arm aufs Fensterbrett,
Stuckdecken und geblünte Tapeten haben überlebt,
seit Jahrzehnten aus der Mode wie am Straßenrand die Eiche.

Auf der Rückseite duftende Verwesung. Efeudickicht.
Es sprengt die Ritzen, holt Stein nach Stein aus dem Gefüge,
ganz langsam. Ich fürchte die Container, die Kräne.
Laßt diesem Ort noch eine Weile,
laßt ihn dahindämmern,
laßt ihn verklingen wie eine Melodie.

V. *Bahndamm mit Möwen*

Nachtkerzen auf Schotter, hüfthoch,
Kamille und Johanniskraut, ihre Regen-
feuchte an unsere Hosen übertragen,
dazwischen Holzstücke von Schwellen,
zermalmt in einem mechanischen Kiefer,
geschreddert von Zeit und Wetter,
sie erwachen nie mehr, diese *sleepers* –,
Schrauben, Bolzen, verschweißte Teile
mit kaum erkennbarer Funktion.

Die Vogelbeerbäume an Betonklippen,
bunkerfarben, sie lehnen waghalsig
in den Abriß, eine Lücke im Gelände,
von weitem wie eingeschlagene Zähne.
Möwenunruhe unten überm Wasser,
Schnäbel tauchen gierig nach dem,
was vorbeitreibt. Ihr heller Schwarm
klärt den Gestank, die straff gemähten
Ufer üben die Rückkehr ins Grüne.

VI. *Kokerei*

Die Uhr am Werkstor verlor die Stunden.
Die Zeit tickt in den Dingen selbst.

Im Unterholz lauert eine Eisenbestie,
wartet auf den Sprung, ihre Scheinwerferaugen
beinah erloschen. Auf Hebeln und Schaltern
sind noch Fingerabdrücke zu sehn,
als wäre der Lokführer eben ausgestiegen
für eine Pinkelpause oder eine Rast
unterm Staub, im Laubhaufen in der Ecke.

Vögel schrecken vom Dehnungsknacken auf,
dem einzigen Laut. Das Zischen
der Löschwagen, der Krach
von Ofenbatterien, Druckmaschinen, die Rufe
der Arbeiter: unter der Schlacke begraben.

Rohre wuchern mit den Juni-Ästen,
fertile Skulpturen oder eine Sequenz von Tarkowskij.
Isolierungen quellen vor, wie etwas Tierisches,
Fell. Rostfraß in hauchzarten Schichten, Eisen-
entblätterung. Röhricht und Libellen im Wind, noch
nach zwei Jahrzehnten aufgeladen mit Teer,
ein Birkenwäldchen wandert übers Dach.

Blätter von drinnen fließen
in gespiegelte Blätter von draußen –
ihr Arrangement auf der Fensterscheibe,
ein Augenrätsel.

VII. *Düker*

Ödhalde stößt an Acker,
Baumgruppe trifft auf Halle,
überall das Zusammenprallen,
überschneidende Richtungen,
überlappende Strecken, Knoten-
punkte, Kreuzungen von.

Wenn Wasser unter Wasser taucht,
die Kiele der Kähne, die Kiele der Enten,
verbinden Treppen, steil und moos-
glitschig, mit Mustern alter Überflutungen
wie ausgelaufene Tinte oder erste
Versuche in Daguerrotypie,
Backstein und Beton delikate gestuft,
vermutlich lange ausrangiert,
bevor sie der Farnurwald bedeckte.

Hinten schießt ins braune Wasser
brauneres. Das Ohr hört das Rauschen,
das Auge ist schon im Grünzug,
Äcker, aufwirbelnde Krähen,
das dazugehörige Gehöft.

Kettensägen-Routine, ab-

rupt wie ein Anschlag, binnen eines Tages
fielen sie der Reihe nach: Aspe, Zirbe,
Lärche, Salweide, Flatterrüster, die
beiden Wildkirschen (efeuumstrickt): einzige
Aufstreber, Wetterwendische, ja, Windhascher
mit Recht; Milderer spitzzahniger Wolken, hoch
entzündeten Abend-Morgen-
Rots; Sprungbretter ins Blaue: rausch-

enden Schnellfahrten im Weg; für jene un-
profitabel, nicht wettbewerbsfähig, die

den Grund-
kreis ihrer Bildung niemals
ausschritten:

*Hochholz, sein Splitterklang, Ab-
gesang für die Opulenz, die Blattgucker.*

Ereignisse im November

die Ebene, dunstflatterig; eine Rauchsäule darauf, die nichts stützt, ihre zersetzenden Partikel – der Tag sinkt herab –: Birken in Tarnfarbe entlang der Straße, eine Himmelsosmose; an Zweigen packt Schnee, unten scharf umrissen, oben ausgefasert ins Imaginäre. die Dinge, heutiger als sonst, dichter bei sich selbst; ein Zuwachs an Schweigen, allenfalls die Tröpfelprozedur des Gemäuers, das Knistern gefrorener Blätter am Rain / hier sind Äcker, auch etliche Pferde, wo unsichtbare Asphaltbahnen Geräuschspuren hinterlassen; Growiane spähen übern Wald, Masten stapfen übers Feld; und mitten im vogelfreien Land eine Mauer, wie ein abgebrochener Schneidezahn, ihre Steinhaut von Flußgöttern, Jahreszeitengöttern in Parks –: Ranken kraxeln winzige Vorsprünge hoch, nutzen die kleinsten Poren; der Sonnenbogen ist Schöpfer der Farbvarianten, zusammen mit den Einlassungen des Winds, der Samen bringt, Sand, Wasser - - - ; mundan also.

Die Bäume des Friedhofs

Einer meiner Freunde spaziert gern auf Friedhöfen; am liebsten im Frühling, nach einem Regen, wenn Erde nach Erde riecht, Blätter triefen und Magnolienschnee die Wege überweht.
Die Zeit vergehe hier anders, mal schneller, mal träger, und die stillste Gesellschaft seien ihm die Toten – Fideikommißbesitzer, Probst, Industrieller, Musikdirektor, Capellmeister, Sanitätsrat, die Unglücksopfer, für die Ewigkeit vereint im selben Sterbetag, alle Namen, verwittert, ausgewaschen, übermoost, liegen zwischen den Bäumen.
Den Nordostwind lieben die Bäume am meisten, sie werden durch sein Wehen dichter, stattlicher, im Holz fester, schreibt C. Plinius Secundus in seiner Naturkunde, Salweide, von starker Nervatur, Graupappel, filzig behaart, die fingernden Robinien, Eberesche, mannbar mit Zwanzig, Roßkastanie, stets drehwüchsig, die Schwarzerle, ihre baumelnden Zäpfchen, die Birke, Hüterin der Pforte, die Linde, in die sich Philyra aus Scham verwandeln ließ, diese Baumgeborenen auf dem sterbenden Friedhof – Unter Gebüsch, im Gras verlieren sich die Grabplatten, schütteln ihre Identität ab, ein paar drängen sich zusammen, verängstigte Tiere im Regen, unter den aufgespannten Schirmen der Bäume, Straßen oder Gleise in der Nähe, die Verbindung darf nicht abreißen, Steine des Anstoßes für die hakenschlagende Rotte, der Kritzel und Schmier, ihren Ideen ähnlich – Wer über Friedhöfe spaziert, liebt die Rinden, Borken allesamt, feinrissig, schuppig, schmaler Splint, breiter Splint, schnürig oder unschnürig. –

Weender Gedicht

Herbstgewißheit in Wind und Rinnsteinen,
während wir durchs Alt-Dorf schlendern,
vertieft in den harten Glanz der Dinge,
arrangiert vom Tag. Jemand fragt uns, ob hier
das WEH-ENDE ist. Nein, wohl kaum: es reicht,
nichts zu vergöttern, nichts zu verdammen
und Allem den richtigen Platz zuzuweisen:

hier sind Häuser mit windschrägen Wänden,
die ihre morschen Schultern an andere Mauern
lehnen; gestreßte Mütter im Halbstundentakt,
die ihre Kinder am Arm zerren; eine Bäckerei,
aus der um Mitternacht schon die Brötchen
für den nächsten Morgen duften; der Thieplatz,
auf dem man früher Recht gesprochen hat

und jetzt die Jungen lümmeln und schieß-
braune Sprüche klopfen; hier steht ein Denkmal
(»unseren Helden«): Stahlhelm im magischen
Steinkreis, eingemeißelte Namen (»für uns«);
und direkt hinterm Maschendrahtzaun nebenan
das Schild: SCHIESSANLAGE; wir haben einen
Springquell, von dem keiner ahnt, daß dort

der Hainbund gegründet wurde mit Gesöff
& Versen; einen Park samt Teich und Brücken
zum Überqueren: die Reste des Klosterbesitzes
von zwölf Hufen Land, wegen Wassermangel
und einer neuen Handels-Trasse herverlegt,
dann eingäschert im Dreißigjährigen Krieg,
heute Altenheim, so oder so »keine bleibende

Statt« – aber ein großartiges Durcheinander:
verwinkelte Dächer, von Ranken überzogene

Schuppen & linealgerade Neubauten; Knickstraßen, Rundwege und Pflastersteine allein für Füße; die Feuerwache mit dem Sirenenturm ist bewohnt, als wäre inzwischen jede Gefahr vorüber; und auf dem Roten Berg, unterhalb

des alten *heleweghes*, wuchert eine Siedlung: Hunde werden Gassi geführt, hören auf Conchita oder Luigi, genießen Erleichterung; ein Bruch ist die Grenze: Senke mit moosgrünem Teich, Wildnis aus Pappeln, Halde für Friedhofserde; das einzige Geräusch dort unten das Wasser und die Kühlmaschinen der Leichenhalle.

Menschenhand, Menschenmaschine

Blickfang zwischen den Häusern,
im Regen, unter Schnee, bei Dunst,
im Ansturm des Lichts: war die Robinie –
wenn mir das Zimmer zu eng wurde,
schickte ich meine Augen zu ihr.

Heute hat man sie gefällt. Das Urteil:
»Sie ist krank«, was bedeutet: sofort
entsorgen, beseitigen, Störenfried.
Es war wohl zu teuer, sie zu stützen,
gegen faulendes Wasser zu verpechen.
Elektrische Sägen nahmen der Störrischen
Ast um Ast, unter Flüchen der Arbeiter.
Zum Schluß rissen sie den grün-
mähnigen Kopf mit Stricken herab:
Nie mehr eine *Pagode für die Vögel* –
erbärmlicher Krüppel, zerhackelter
Stumpf, bloß fürs Verfeuern gut.

Ich dachte an drei andere Bäume, Häfen
für ziehende Stare, die ich zwischen
anderen Häusern wegnicken sah,
in die Kniee gegangene Riesen,
mit atemlosen Lungen voller Nester.

Schon schwirren Vögel durch die Lücke,
begreifen nicht, was geschehen ist.
Mit etwas Glück nimmt ein neuer Baum
ihre Stelle ein. Auch ich werde,
beim Blick aus dem Fenster,
mich gewöhnt und den Unterschied
vergessen haben, eines Tages.

Haltestelle

Noch dunkel.
Keine Einbrecher oder Randalierer –
aber das Geräusch? Markiert ein Kater sein Revier
oder schreit ein Igel vor stacheliger Lust...?
Nein, es ist mein Magen, der knurrt.

Das Fenster auf Kipp. Es reicht,
hinaus über Schindeln und Glocken gesogen zu werden.
Laternenlicht, das nicht entweicht ins All, Morgen-
anbruchswolken, ihr ausgebreitetes
gelbes Handtuch. Weißes Rauschen in Wellen,
auf denen da und da ein Motor surft –

Scheinwerfercluster, Spiralgalaxien
von Lampen, die Nächte fragmentiert und der Himmel
matter, der andernorts leuchtet, trotz dunkler
Materie... Die Sphären der Griechen
glichen Baumringen oder Zwiebelschalen. Nichts,
was nicht aufgehoben war in ihrer Bewegung.

Weitgehend ruhig, nur hat heute nacht
der *moltwërf*, der ›Erdwerfer‹,
unseren Rasen mit Hügeln tätowiert –

Ein Sperling besteigt den Tag wie einen Bus.
(Er schafft's hier in Dystopia.)

Letzte Unruhe

Alles ist

in Bewegung, und was sich bewegt, verändert sich,
Anaximenes zufolge: Atem und Luft umfassen die ganze Welt,
die unbegrenzte Luft verdichtet sich zu Nebel, zu Erde, Stein,
Gestirn.

Vögel öffneten stumm ihre Schnäbel
unter der Geräuschkuppel, die Brücke war
Monument unaufhaltsamer Mobilität,
und vorm räumigen Nadelbaum,
unter eine Platte geduckt, eisbedeckt im Januar,
hörte ich den toten Meister sprechen:
Geist zu sein / oder Staub, es ist / dasselbe im All.

Nicht hier. Nicht dort. Nicht jetzt. Es steigt

Nebel von den Gräbern: Atmen gegen feuchte Widerstände,
die tiefverschleierte Wege erschnauft –

kein Anfang eines *splatter-movies*, das einzig Grauensvolle
die Toten, starr nach Religionen geschieden,
als wäre nicht jede Erde heilig..

und das motorenzersägte Dustholz,
NATUR BETRETEN VERBOTEN Ich ignoriere
die Schilder, die Warnungen,

mein Vergnügen sind die Hochbäume, ihre Himmelslinie,
über Zäune zu klettern, unter Stacheldraht,

zu den Kanälen, den Bahndämmen, zu diesen spröden
winterlasierten Gehölzen auf den still-

gelegten *untoten* Gleisbetten,

zu den Ghettos von Pimpernell und Krähenfußwegerich,
zu den Rändern durch Saum, Mantel, Trauf;

und kurz bevor die Planer, Planierer kommen
ein letzter Gang zum Gedächtnis:
umsehen, registrieren
sind Abschied und Wache,

es war herrlich, es war

unperfekt , imperfekt.

(The beautiful imperfections of life)

überzogen ist der strand
von den leeren eikapseln der haie,
hochgewürgt aus der tiefsee. rasengrün
flirt ihre epidermis.

in wurfweite der steine, die
an diesem morgen
keiner aufhob,
 pullen vier möwen
 gegen den sturm,

werfen ihre kleinen weißen herzen
in vollem einsatz richtung
raffinierung, die
gedunsen aus dem küstendunst
auftaucht, auch kantig
irgendwie, röhrig, schlotig,

und draußen,
unter tonnen druck, weit
unterm unermüdlichen wassergekräusel,

der schleiertanz
filigranster rippenquallen
im bakterienlicht.

klaggi (so *ibykos*), mit getöse, doch
haben nichts von weheklage
die kraniche in der
durchbrechenden sonne, wie »rei-
chalkos dreifach geläutert«:

während die leuchtenden
flugkörper weiter
ziehen längs
der südroute, sitzen ihre schreie
noch einen augenblick auf
den nebelbänken

und verscheuchen den tod.

am tor nach westfalen
beginnt ein unvergleichliches licht,
wie nur claude lorrain es festgehalten hat,
gestäubt wie puder
auf eine empfindliche wange,
leicht krisseliges, strohiges, lehmiges licht,
das alles aus dem unverfügbaren
holt ins behagliche maß.

in der morgen-abend-röte
die *lieblich* blühenden gestalten
der wälder ...
die rauhen, borkigen, kratzbürstigen ...
die von hochstraßen zerrupften, tranchierten ...
die sturen, knorzigen, diese
unglaublich attraktiven wälder,
darin das verlangen
nach einsamkeit nicht verhallt ist und längst
nicht veraltet, ihr wohltuend menschen
fressendes dickicht.

ich komme weiter: knatternde krähen
und der himmel schockierend
grell, ausufernd wie man selber sein müßte,

in bester gesellschaft
von holzgesängen.

am straßenrand bremsen und lichtwechsel,
die flur und ihre namen: wie
enzyme, die echtduft rausspalten ...

auf schichten des schrecklichen stehen wir,
die kein tagewerk je abbaut.

ich nehme farben
in den mund, sprühe ihre silben.
draußen die felder leben, preußischblaue wolken
um den geschäftigen vormittag
unbekümmert,
und ich bin ihr zeuge,
schreibe auf den rücken der schlange:
»zu den dingen zurückfinden«.

vielleicht entsteht dann so etwas wie,
läßt sich etwas weiterreichen wie

gnade und hoffnung.

Im Norden

Im Norden der Städte, nach Regen-
rückhalte- und Hochwasser-
becken, wo die Namen nicht verloren gingen
auf dem langen Weg in die pantophage *cloud* – :
Groppenbach etc.

die umgestülpte Sicht
von den Rändern, aufs Moos
und Licht zu, nach innen
klarer als Spiegel Mit den Bäumen, dicht
an dicht, in einer Reihe zu stehen,
wird mir nie überdrüssig oder stupide

Versprengsel von Gärten, das Gehbare
zwischen hemmungslosem An-
wuchern und Zeittotschlag Man denkt

im Norden der Städte
in sehr wenigen Anführungsstrichen
Natur, das schöne Monstrum, weniger an uns
interessiert als wir an ihr, nicht abgeneigt,

Neues auszuprobieren Im Schatten des Müll-
bergs ein Robinienwäldchen, Giftmischer
und Windwanderer, Verwandler

von einsickerndem Abend in Anbetung,
dorniges Leierschwanzgefieder,
sogar ein sanduhrtaillierter Metaphernmotor

das klangnegativ

amseln im abendgeäst, schwarz in schwarz.
die nacht ist nichts für träumer,
die ganztonleitende nacht:
portalkräne hämmern container in den boden,
schüttgerutsche beim löschen einer unidentifizierten fracht,
durch die venen schlafloser straßen schießen autos,
güterzüge tackern über holz und eisen,
ein perkussives adrenalin.

überm akkurat gescheitelten feld,
das ganz demütig an pappelzacken endet,
hat die stille noch platz, obwohl dunkelheit alles ausfüllt;
dahinter keucht der dampfpilz des kraftwerks.
aber auf dem asphaltfeld blinken lichter wie blumen,
die sich bei berührung schließen.
einsame motoren heulen den mond an.

steindunkel – du erwachst – als würde dich
freude anpusten: wege verirren sich nicht,
die blindschleicher, hinter leeren hallen,
unter und über den straßen, zwischen häusern
ihre säurefäden, zu den klaglosen bächen.
weg mal zeit ergibt die atemsumme.

hoch in der nacht schwebt ein blaues kreuz,
flügellos, wie der riß eines tropischen versprechens.
doch am morgen mußt du eingestehen:
du bist mit zement und benzin
untrennbar in die stadt gemischt.

die Mühlen des Malers

als Jacob van Ruisdael nach Westfalen reiste,
hatte er für seine betuchten Auftraggeber
schon zahlreiche Windmühlen gemalt,
sie standen in jeder Stadt und auf allen Feldern,
pumpten Wasser aus dem größer werdenden Niederland,
malten Senf und Pfeffer für ihre feinen Gaumen.

in den Hügeln Westfalens durfte das Wasser laufen,
zum Antrieb der Mühlräder und zur Belebung des Geists:
hiermit hatte er seine Marktlücke gefunden,
konnte bieten, was allen bekannt war
(damals langweilte der tägliche Tagesanblick nicht),
und außerdem mit neuen Perspektiven locken:

das kraftvolle Wasser, geschwollen, schäumend,
sein weißes Muskelspiel an den Schleusen,
am Steinwehr, beim ziselierten Schilf;
doch Ruisdael interessierte sich auch für die Zukunft,
ließ deshalb die Mühlräder öfters stillestehen,
als verlange ihn nach dem Ende der Geschäftigkeit.

noch stieg zwar Rauch und die Reetdächer
umkreisten die Krähen aus dramatischem Wetter,
aber die Gefache behielten ihre Verfüllungen nicht mehr
und manches Wasser verweigerte die Dienstbarkeit,
es wollte nur für sich selbst fließen,
verwies die Mühlherren ins Unterholz.

im Wind (*Westruper Heide*)

die Schrittspur stoppte, eine Gemeinheit
voll Heide (Besen- & Glocken-), auch
Ginster, zygomorph, ebnete sich vor-

weg fürs Runterducken, Rausspähen,
allesamt Spezialisten jedenfalls, so
der Wacholder, gekrakelt schön und un-

verbissen, und mir fielen in den Sinn:
Bienenwölfe, Ameisenlöwen, dann
ging Wind durch, löste die Bedeutung

aus den Namen, der Umwender, Unter-
seitensucher, nestelnd auch dort, wo
das Licht nicht hinlangt, im Schatten:

Wind; und wir darin: man begreift den
Hochmut der Bäume, gereckt der Wind-
flut – Atemfrische – entgegen, wie sie

mir sogar den Achselschweiß ausfegte,
die Worte in Schweben hielt: *Auf, Endhalt
im Wind!* über den Wassern, Heiden ...

(für *Arnold Maxwill*)

der Campus (II)

wir sitzen an der Smaragdwand,
beklettert und berankt von Pflanzen
aus einem anderen Weltsektor,

das Drinnen und Draußen nicht
mehr verlässlich zu unterscheiden,
diese Geräusche des Wassers

bekiffen uns, eben noch hatten wir
es gesehen, zwischen dem Beton
strömte das Wasser, beförderte

Moos, das informelle Moos, neben
Nußeiben und Zapfen, auch das
Nullrund finden wir wieder

hier, die Luft ein warmes Getränk,
die Geräusche, die Luft und das
Wasser an Objekten machen,

Seerosen auf der Wasserlinsen-
suppe, darin ein Libellenquirl: luftig
seien Stein und Holz und Beton,

Unendlichkeit und überhaupt,
soviel Austausch, die Bäume nicht
endemisch und ebenso die Kunst.

(für Ralf Thenior)

ruhral (III)

falls Namen Wahrsprecher sind,
dann sollte man unbedingt erwähnen,
daß es hier mehrere ›Paradiesstraßen‹ gibt,

über die Gegend »verstreut und daher
so unkenntlich geworden«, wenigstens

im ersten Augenblick, was auch gut ist,
denn vertrieben aus der Monotonie

rein in Vielfalt, entwickelt sich ein Sinn
für Felder, die Stoppeln geisterbleich,

bestrübte Häuser und die Pracht-
sitze im Wald, nahe dem Offenland,

rings eine bewohnte Weite, wo
dies geworden, jenes geblieben ist,

Regeneration des Paradieses,

zur *Urbanität*.

Möglicher Auftrag

Mit Fahrradfahrtwind vorbei am
nummernlosen Wäldchen,
quadratisch wie ein Kastell mitten auf dem Feld,

gepflanzt um den Luftschaft zu tarnen,
der auf ausströmendes Methangas
untersucht wird Noch ist der Grannenort

ein Rätsel, der sich umstickt von Bäumen
 wie eine verschwitzte Handfläche
 öffnet für die Atemübung

Um das Ährengrün zu genießen,
muß man aufhören, es
zu bestimmen d.h. die Anteile von

Gelb und Blau in dieser über-
wiegend grünen Kitzelfläche , bloß wacher

werden vom Mohnesprenkel, Sommergesproß,
ehe ratternde Dreschmaschinen eintreffen,
damit unnötige Sekunden nicht

unverglückt bleiben

Dinge

Nach der Angst vorm Tod ist es Schönheit,

die uns antreibt. Holzkohle, Knochenkohle auf Fels. Tief verborgen in den Eingeweiden der Erde, ein Rätsel nach dreißigtausend Jahren – die Kraft der polychromen Tiere blieb, ausgeatmete Bilder, mit dem Mund versprüht, zum Klang der Stalaktiten. / Oder diese Jahre akribischer Beobachtung: Studien zu Schwungfedern, zu Flügelschlägen, »Kreis-, Fall- und Reflexbewegungen« & der Wirkung von Winden: sie waren nötig, damit Leonardo eine Zeichnung anfertigte, um den Vogelflug zu imitieren. / Oder die Polynesier, die nachts nach dem Sternenpfad navigierten & Stabkarten hinterließen – jedes Kreuz eine Kabbelung –, ebenso schön wie nützlich: das Ideal von William Morris lange vor Morris umgesetzt. / Oder die Achat-Druse: das Werk eines anonymen Meisters; wie Frührot zu bestaunen, sogar wenn »die ganze Schöpfung stöhnt und in Geburtswehen liegt«.

Enzyklopädie der Stille

(Grotte Chauvet u.a.)

Draußen Kälte, faustkeilscharfer Wind
und das singende Eis auf dem Fluß...
Sie kriechen durchs Loch, über rauhen Fels
(die Mutter ist hart zu ihnen) und malen,
was sie fühlen, zu den Fackelspuren am
Eintritt. Wo das Licht nicht mehr hinfällt,
zeichnen sie Pferde, Bisons, Bären, Löwen.
Ihre Kunst ist Sache der Nischen: sie
nutzen Vertiefungen, Schatten des Fackel-
flackerns und der Haufen für Holzkohle:
als würden die Tiere aus dem Fels raus
direkt in ihre Jagdgründe springen –
Sie malen rasch, kümmern sich nicht
um die Abdrücke ihrer stützenden Hände,
malen manchmal alte Bilder weiter, denn
Jahreszeit folgt auf Jahreszeit, auch hier
unten, wo Zeit langsamer versintert –
Rhythmus der Schläfen – zwischen Stille,
die mehr ist als Abwesenheit von Lärm:
und im Fels sind die Tiere, in den Tieren
(markiert, schön wie steife Glieder)
sie selbst, vorbereitet für ihren Ausstieg
in eine Frühlingswelt wilder Jagden.

Die Schaukel

Viele Jahre blieben
meine Beine in Bodennähe,
ich hatte vergessen, daß Schaukeln
eine geistliche Übung ist.

Schwung aus eigenem Anstoß,
unter Ausnutzung von Fliehkräften,
ständiges Verlagern
des Standpunkts: Schaukeln
ist Bewegung an Ort und Stelle.

Vor und zurück in derselben Bahn.
Ein umgedrehtes Metronom,
Musik, die befreit ist vom
Rhythmus des Atems, Herzens.

An Ketten hängend,
schwebt man umso leichter,
je anstrengender das Einwiegen ist.

Was hoch oder was tief steht,
bleibt, was es ist und war,
es ändert sich bloß
die Perspektive.

St. Prokulus der Schaukler
tat nur so, als müsse er
das Seil mit den Händen greifen.

Spin-Off eines Gedichts
von Jorie Graham,

weil der Geist irgendwo einrastet mit unhörbarem *Klick*,
weil er voller Widerhaken ist,
zuschnappt, sich festbeißt,
weil es verblüffend ist, daß
die Dinge funktionieren wie
sie funktionieren, ineinander
greifen, aneinander halten:
Magnete – Klebestreifen –
Spermien & Eier, weil sich
Alles aus einigen Grundformen
herausverästelt, multipliziert,
Nägel & Hämmer & Zangen,
darum glaube ich an euch,
Drehkreuze, Schnittstellen,
darum glaube ich an euch,
Hacken & Äxte & Sägen,
auch wenn sie nicht trennen
zwischen Holz und Eingeweiden,
ist's verblüffend, wie
sie funktionieren, weil Axone
an Dendriten docken, weil
zuletzt etwas einrastet, etwas
Instabiles, wie Vernunft.

Füße, Bälle

(Spin-Off eines Interviews mit Jens Lehmann)

Es sei der Geruch, der Fußballgeruch: das Leder,

die Torwarthandschuhe,
die nach Anstrengung

dünstende Umkleide, die
Bratwurst, der Rasen:

(wohl auch die Bewegung
eines kleinen Balls auf einem

größeren, schnelleren: (es
sei der Geruch nach einem

selbst –

das bärtierchen mit dem flanschmund
tapst durch den ozean eines wassertropfens,
härene kutte umhüllt anobium, eine holzwurmart,
wenn sie sich durch die kirchenbänke frißt:

eine notwendige verwirrung der sinne
unterm rasterelektronenmikroskop,
der blick stier auf die tatsachen gezwungen,
zur »fülle der besonderung«.

es ist nie schlecht, den blumenweg zu nehmen,
einige zweige zusammenzubinden,
doch der wert liegt im rohen,
aus ihm entstehen die empfindungen.

die wirklichkeit hat ihr angestammtes recht,
schönheit aus keiner hand,
dennoch außengestalt des geistes
und darum auf augenhöhe mit dem geist.

nach john van dyke ist die wüste ein farbtopf,
»weiß sieht man selten und schwarz ist
eine unbekannte eigenschaft«.

fliehende zimmer

ein leiser sonnenstreif ruht
auf boden und tisch.
rued langgaard

i.

wenn niemand im haus ist –
wovon träumen spiegel dann, angefüllt mit der
reglosigkeit der dinge ihnen gegenüber?

spiegel sind niemals allein, es treffen sich in
ihnen ein tisch, ein stuhl, ein sofa, eine kommode,
bei durchzug gesellen sich manchmal

türzarge oder fensterbank dazu.
sie sagen nichts, die schatten berühren einander nicht
auf dem gescheuerten boden, nur ein wenig

licht fällt ein, sagt zur frau am fenster:
bitte, bleib so, alles ist im gefüge der stille,
das schneller zerbricht als porzellan.

solltest du dich jetzt umdrehen,
dann machst du jeden, der dich ansieht,
zu einem außenseiter der schönheit.

ii.

wer hat das muster
auf der porzellanschüssel, auf den fayencen entworfen?
wer hat den zaun aufgestellt, das dach gedeckt,

die fensterkreuze eingesetzt, wo doch niemand
zu sehen ist? trotzdem ist da licht, erstrahlt aus nichts,
geworfener fleck, nachbar des schattens.

die sonne legt ihre brechstange
nicht mehr an schwaden, dunst und gewölk.
die straßen sind entleert, die möglichkeit des todes

oder lebens ist hinter den türen, die man öffnen
kann oder auch nicht, in der heftigen stille,
die vielleicht geschieht an einem nachmittag von einst.

iii.

ist das licht angehalten und für wie lange,
eine sekunde, einen monat, ein jahr? gehören die
schatten auf den kissen und hinter den stuhlbeinen

zu den kissen und stuhlbeinen, verschiedene seiten
der münze, schnell oder langsam gewendet?
niemand weiß, wieviel zeit vergeht,

es bleibt genügend raum, um durch die zeit
zu gehen und umgekehrt. wo keine
bewegung, dort auch kein

geräusch. solange sich nichts rührt,
ist es friedlich, traurig zwar, aber sehr friedlich.
komm, licht, schlafe zwischen den schatten.

iv.

die zimmer warten geduldig darauf, daß sie kommen,
ihre texte aufsagen, nach knapper verbeugung
wieder gehen. die vorhänge fallen zu.

die stühle stehen noch, wo sie saßen. die lampe
übergibt den tisch wieder an den schatten,
das wasser trocknet in der schüssel.

eine staffelei zeigt die staffelei im zimmer,
doch man sieht es nicht. das klavier
mit dem zugeklappten deckel enthält alle musik.

die topfpflanze meditiert über ihre ähnlichkeit mit
der lampe. die zimmer sind einverstanden
mit sich. niemand ruft – oder doch?

v.

nie sehen die zimmer ihre eigene haut.
das geöffnete fenster blickt auf ein anderes fenster
oder starrt in unbestimmte leere,

also sehen die zimmer in sich selbst hinein,
die türen flüstern einander zu, die bohlen tragen es weiter,
eine blume in einer vase, nur kurz, doch auch dafür

ist licht nötig von außen, es zeigt aber bloß,
was schon hier ist. der tisch schien immer schon
hier gewesen zu sein, wie denn sonst,

keine tür führt nach draußen. an den wänden
verblassen die bilder wie erinnerungen,
ihnen zu ehren tanzt sich der staub sterbensmüde.

ein paar mikrogramm am tag
sind von einigen vitaminen nötig,
nicht mehr, aufs leben umgerechnet
ungefähr eine teelöffelspitze voll.
dichtung bedarf höherer dosen.

einfach ist nirgends die welt,
doch komplexität kein verbrechen.
angst vor ihr heißt angst vorm dasein.
dichtung glaubt an die dinge
unerklärlich verknüpft,
dichtung glaubt die schöne oberfläche
und die herrlichen eingeweide
unter ihren skalpellen,

sinn und sinne nah beisammen,
sprache zu domen getürmt,
sprache fragil wie fontanellen,
sprache als zange bei der steißgeburt.

geplänkel überm bierschaum,
das aufgescheucht um die ascher rennt,
setzt mich sofort in die minderzahl,

aber daß ich der einzige bin,
der zum wolkentableau aufsieht,
der sich zeit nimmt, das laub zu verehren,
dem *the divine insect* etwas bedeutet ...?

das bißchen licht einfangen, nicht
wie einen vogel hinter gitter
halten, sondern in der
hand, füttern und wieder fliegen lassen.

nach erklärungen suchen, warum
es noch immer komplizen
der freude gibt,
die worte umzudrehen
wie ein seltenes gestein aus dem inneren,

angespitzte aufmerksamkeit,
die sich überträgt in
die bewegung des stiftenden stifts.

die dinge

sehen als eine form von sein: welt ist genug,
nur die sinne reichen oft nicht, der rundumblick
von libelle und hammerhai wäre nützlich,

sich landschaften ins gehirn zu baggern, auch
skulpturen im uv-spektrum zu sehen oder
die ultraschallsymphonien in fledermaushöhlen

zu hören: oder zu fliegen wie luftgötter, gekrault
von schroffen, gekitzelt von tann und kraut,
blaue wolkeneuter streicheln einem den rücken

und der penis schlenkert in höhlen unbekannter
tiefe: sehen ist die frühe liebe zur gewaltigkeit
der dinge: was ist, das ist: die dinge sind weder

moralisch noch amoralisch, sie sind nicht-
menschlich, nicht unmenschlich: seltsames im
übermaß ist der nährstoff von nachrichten und

blogs, seltsameres liegt auf dem küchentisch,
in der schüssel, im wald: wenn haareis aus den
poren des totholzes wächst, tümpel den rand

der autobahn pizzikieren: was da ist, hat form:
im schachtelhalm antike säulen zu sehen,
im kastaniensproß totembäume, im tüpfelfarn

den sich auffaltenden körper einer tänzerin
oder im salbeistengel ein dornenszepter,
beweist die verbundenheit der dinge,

sobald sie durch unsere imagination fließen:
imagination ist der klebstoff zwischen den dingen,
und in abwesenheit des schöpfers, ab-

wesenheit auch des betrachters, sind die dinge
sich selber überlassen: die leere chaussee,
die schlotenden essen, laterne oder herbst-

baum am stadtrand, als habe man die dinge
freigegeben, die basaltkanten, die steinbrüche,
die holzstapel in einem fabrikhof, damit

sie sich für einen kurzen augenblick auffalten,
ihre ähnlichkeiten freigeben, die gemachte
und nicht gemachte dinge miteinander

teilen. du kannst sagen: ah, die dinge sind
bloß ornament über der tiefe: doch es gibt nichts
darunter. der gedanke ist formbar gewordene

realität. geh näher heran, betrachte sie aus
größerer entfernung, verändere den blickwinkel,
verlängere künstlich die sinne: sehen als –

Gestalten

der hauch von dem ich lebte

(bilder aus dem rüschhaus)

im grase

die metten fliegen, bleiben hängen
ferner, näher, mit seidenankern
an gräsern, schmielen und dem heckenerker:
feinster zwirn fürs öhr der sonnennadel.

hitzemorgens zermalmtes licht, das sich
auflöst im tau. ungestillt die
zeit, ihr stirnpressendes verlangen.
mein kopf schwimmt durch die wiese

einer saumseligen kogge gleich,
nichts an bord als schöpfungsschauder.
das aug in wimpernvoliere, sacht gestreift
vom moos. kurzsichtig, weithörig:

wenn ich an teichgrünen rändern
die wasserfäden belausche,
vor den lidern zertrampelnde welt, dahinter
die zäheren stoffe, die begeisterung &

vernunft zusammennähen, mit fingern
so grün, so glüh wie rubin, erdbeere, im flug
das haar ergraut, luvwärts treibe,
den sternbecher leere und nüchtern bleibe:

ich hör die eignen pulse schlagen.

das wort

nichts lieberes als hier – hier – nur hier,
hier läuft durch die dinge ein band,
hier hab ich mich nie entwandt
dem mitleben, glaubt die betuerung, mir

liegt der kopf auf dem fenstersims, gebreitet
westfälisches indien in duft und in wehe,
knospen senden kraftsignale,
die worte aufbrechende, pilger über

ackerfurchen, über geschollten,
gescholtenen boden: ich rupfe stämmige,
preziose worte, da sie schon da sind,
wen kümmert männliche, weibliche endung,

sie sind nie auf den effekt gedacht,
fragen sich bloß, wie es ist, die perspektive
einzunehmen der wacholderdrossel, die
aus ihrer vogelwarte hinabtiefelt,

findling im zerfallnen weltenbau.

die bank

am morgen, noch ehe wer es sieht,
tausche ich eine bank gegen die andere,
ein fernrohr gegen ein anderes,
und gehe spechtleise am gefels pickern –

steine in allen hautfarben, aus den falten
der erde geboren, als sie noch nicht edengrün war,
porphyre in metamorphose
zum gestern und ins heute zurück.

ich steche den spaten in feldspat,
bette mich auf onyx, das ohr am dunklen pochen:
steine, die gemmen gottes, hart wie urteile,

doch in übergänge gemustert. schneckenhäuser
mein auslug, besser als jedes krähennest,
darum vorm schlafzimmer stets

mineralien, versteinerungen, muscheln.

am weiber

am grüncleid weihersaum hängen –
frühtag schlägt übersatten spott in die flucht,
der abprallt wie tropfen an chitinrücken.

vom feld her gefriert schwacher sensenklang,
der mir etwas aus der brust rausschneidet
blattweise – einen nervenstrang.

und in jedem halm ist weltenmitte. hier
übe ich das zusammenleben mit
mir selbst. ein aufreibendes geschäft.

unter himmelblau und flattergrünen tressen.
zu hören, wie es rieselt, rispelt, wiebelt
und wimmelt, kimmelt & kreucht...

übers wasser laufen ohne einzusinken die
kriebelmücken, unten von den toten
bewundernd, neidisch beäugt –

und nachts schnarchen die schwäne,
rufen einander wie träumende,
man kann ihnen nicht anders zusehen als

echauffirt athemlos und mit herzklopfen.

das spiegelbild

im flußgetrudel treibt mein bild davon,
krummschäftig und schön, ich male mir aus,
wie es in geisterkluft an land geht in der fremde,
und ordne seine halb verwischten farben

hier. der herbst biegt klirre äste zu
halbmonden und sicheldürren säbeln,
die den wind zerschneiden, der hinter ihnen
schmerzlos zusammenströmt. was rasselt

wie atem? draußen in der schlaflosen nacht
zerrt ein hofhund an seiner langen kette.
mein haar, heimlich gelöst, im wind.
noch funkt chalcedonisch der alte fehler neugier

aus dem hülsdorn, *in glitzernder wogenscharte.*

im moose

nur sst – sstst – sstst –:
mehr tönt nicht vom geschrei herüber,
wenn einer den kopf aus dem sumpf streckt
und ein anderer ihn wieder runter drückt,

ins hinterste zimmer, monastisch fast,
viel entlegener als die westindischen inseln
und manche neue welt, still wie moos,
das sich hineinport ins gstein.

o gott, erbarme dich meiner,
weil du mich nicht dreibeinig schufst,
damit ich mich sicherer gegen den sturm lehne
und die wohlmeinenden ratschläge:

ich soll meine kräfte morden? – nie!

was bleibt

»in jenem kleinen bett«, nach welchem maß
ist das gesprochen? es ruhte oft darin
ein wünschegroßes herz –

blumenrabatten bieten kaum mehr raum,
doch versammelt sich dort ein duftendes völkchen, ammer,
wilde biene und dunkelschwatzendes moos.

nachthauchkühl huscht mein gespenst darüber.
einige drehen sich um vielleicht,
merkwürdiger hauch fährt über ihre stirn,

schon im nachbardorf jagen hund & katz ungerührt,
und die große weite welt
geht zur tagesunordnung über,

denn *es geht ja überall so.*

stunden im garten
(bilder aus cleversulzbach)

I.

schon kniet der morgen zwischen kohlköpfen,
wenn ich aus der tür trete, in der nase
den kellerfeuchten mief, das fundament des hauses.
auf der kirche knarrt der wetterhahn
mit dem rostigen wind unpünktliche vorhersagen.
oft ist einem das liebste, was
unvermittelt in den blick gerät, warum anderes suchen
als wolken, bäume, traubenspaliere.
von der knittrigen zur blühenden rose hangelt sich
eine spinne (ihre richtung bloßer zufall),
der gleißende faden für sie ein knüppeldickes tau:
so erstaunlich wie der umstand,
daß ich es heute morgen beobachte, beobachtet von
einem, der dieses gedicht notiert und dem
sein atem bis auf den brustgrund träuft.

II.

eine reise – wer sagt, wie lang eine reise sein muß?
der weg vom canapee in den garten und wieder zurück,
zum brunnen, zur hütte oder hinauf in die heimlichkeit
des dachbodens, das sind die großen fahrten,
aventurieren, und was man nicht alles sieht
im verlangen, es darzustellen:
fressensucheschreie, schwarze spuren in der luft,
die saufnas am tisch, das kanzelgequarier.
stachelbeere schlägt aus, geißblattblüten trompeten zum
jüngsten gericht. die walnuß, die ich pflanzte,
ist ein original an blütenlese. steht alles durcheinander,
hat es mannigfaltiges am angenehmsten.

III.

blumencanapee und ruinenruhe sind vollkommen klar,
üben das auge für stille kleine *einzelheiten*,
die visagen scheren immer aus der linie, krummes
gesudel an menschlichkeit, schleiche
also mit den mädchen zum steinbruch, lese
mir farrenkraut und palmenblatt
und die muscheln aus den morgenmeeren,
gezeichnet von wellenschlag und lavafluß an vulkanen,
dinge, die besser schmecken als der pfeifendunst.

IV.

der *gukuk* ruft, die sonne glost, die hühner gackeln,
hohe zeit sich auszulamentieren, in der laube
steht das kreuz, die arme ausgebreitet,
und harrt des neuen epitaphs,
tief und scharf, einer zumindest muß an die toten denken,
die kopfnerven surren mit den händen einträchtig,
dies ist eine angenehme forderung des tages,
auch ohne klein- und großdank.
hummeln wühlen in den sonnenblumen.
freude ist die quelle ihres tages. denn keiner wird
verschont. auch der dichter muß sterben.

V.

der garten im winter. alles gleich unwegsam.
ich unterhalte mich viel mit der katze. sie zeigt
mir ungeahnte wahrheiten, springt in die schneehügel.
im sommer kommt sie nicht ans nest
der pfannenstiele. doch einem flegel von vierzig jahren
glückte die plünderung, er brachte die unflügge
brut der eigenen zum brutalen spiel. diese
rettung gelang mir: jetzt sitzt sie im sicheren baum
und schafft ruhe, die mit gold nicht zu kaufen ist
oder mit anbiederung und bücklingen.

plinius über apelles

die einen messen ihren kopf an der welt,
andere richten den blick hinaus,
er hatte zur letzten gruppe gehört.

farben im wettstreit mit der natur sind
ähnlich bis zu täuschung –
vögel picken an blauen trauben,

eine schlange auf pergament vergrämt
das getier aus den wäldern –
nicht weiter. dinge können mehr.

darum malte er, daß man vom lebenden
gesicht die todesstunde las
und klar erkannte, was hinter

berg, haus, statue oder dem mond lag,
schließlich malte er, was
nicht gemalt werden kann:

donnerschlag, wetterleuchten und blitze.
dabei blieb er bescheiden,
sein ruhm eine tafel mit nichts

als einer hauchfeinen linie, die den blick
über die grundierung
ins unendliche verwiesen hat.

die Kunst, sich rauszuhebeln

überrascht vom Beifall aus den Logen
im großherzoglichen Stadttheater,
viel lauter als die Stimme der Rezitatorin

seiner Gedichte, dankt er mit einem Nicken,
später dann mit einer Umarmung
im Garderobenzimmer, wo er sie abholt,

und verwechselt bei der großen Soirée,
noch vollkommen aus der Fassung,
gegen 12 Uhr die Balkontür mit einem Fenster,

schwebt also mit dem Kopf weit
draußen in der Oktoberluft und Nacht,
weil er, mit den Finten des Denkens vertraut,

gern auch die andere Seite besehen hätte,
ein bißchen von den Leuten entfernt
und vom Rummel um seine Person ohnehin.

Der leidenschaftliche Gärtner

(nach Rudolf Borchardt)

Gartenfrevel. Abendland gen Untergang.
Die Hirne bildungsstrocken, die Geister krank.
Er blättert durch Samen- und Pflanzenkataloge,
hunderte Unternamen, Abarten, eine Woge

des Glücks steigt in ihm beim Ruch der Erden,
lehmig, sandig, verbacken, hier Roßmist,
dort Lauberde, zu Haufen gesetzt, er vergißt
die Mulden für Jauchegüsse nicht. Dann werden

Löcher in Anzuchtkästen gebohrt, in Zigarren-
kisten, wenn Geld ihm fehlt. Er muß harren
beim Sonnenschutz, die Sämlinge feucht halten

mit der feinbrausigen Kanne, sanft benetzt,
damit Humus hängen bleibt in den Wurzelfalten,
wenn er die Saaten pikiert und sie versetzt

an den neuen, größeren Ort. Aber die junge
Blume braucht das rechte Maß an Wasser,
deshalb sorgt er für die Drainage, ist Hassler
von Unmaß, wo alles zerspellt. Auf der Zunge

prickeln die Namen, nicht die Nomenklatur,
sie sind aus der Sprache der Seelennatur:
tönend – und modisch vakant ist *Äonium*,
bildkräftig *Augentrost* und tiefsehnd stumm.

Vita brevis

Am Ende hielten ihn bloß die Fäden
seiner Sätze zusammen, zum Lied verknotet von
Winden aus dieser und einer anderen Welt;

und an seinem schönen Todestag im Mai
stiegen Seelenvögel auf, aus Attika und Byzanz,
von Odessas Treppen, den Fassaden in Prags Altstadt,

aus den Aschewirbeln über Alexandrias Bibliothek,
und holten ihn ab in Kronshagen, denn es war
Himmelfahrt. Ich lese seinen letzten Brief,

mühsam getippt, viele Fehler, ihm verschwamm alles
vor Augen, aber er jubelte, er hatte dem Tod *noch*
einmal Gedichte abgeschwatzt, Gedichte für

eine gebrechliche Freude. Frühgrau, Kranengesang,
über Dächern, an Trossen, hochgehievte Lasten,
schwerelos in Marmor der Luft gemeißelt,

dann rasch in den Boden versenkt, das Tagwerk jetzt
(von hier aus) nicht sichtbarer Arbeiter. Vor Jahren
schickte er ein Paket, schlichter brauner Karton,

prall gefüllt mit Gedichtbänden! Schrieb: »Nichtige
Poesie«, obwohl er sicher um ihre Kräfte wußte.
Was ihn antrieb: Die bunte Lokomotive

der Bilder, aus dem Urwald untern Schreibtisch tuckernd,
im vierundzwanzigbändigen Inventar verzeichnet,
vorm Großreinemachen der Wörterbücher

parallel zur ballistischen Kurve. Dies war sein Auftritt
aus namenlosem Gehölz, am offenen Gewässer,
in den Aeroplanen der Imagination:

überwältigt von den Dingen, vom Leben
besiegt: triumphale Heimkehr: Geburt und Tod,
beides Gipfel, ihre Reihenfolge manchmal ungeklärt.

(In memoriam: Christian Saalberg, 1926-2006)

Was die Alten erzählen

Strecke die Arme in die Weite, stemme die Beine in den Boden,
sei dein Mittelpunkt und schlage einen Kreis um dich her,
strecke die Arme aus, als würdest du auf etwas zeigen,
als hieltest du ein Gewicht, stell die Füße nebeneinander:
so trägst du die Auflösung der Widersprüche in dir.

Nicht Schatten jagen, sondern die Sache,
lege dich auf den Rücken, nimm Maß, alles ist zueinander
in einem Verhältnis, und im Leben eines Menschen existiert nichts,
das sich für die Worte nicht eignet.

Quintilian konnte die Stunden kaum zählen, die er vergeudet hat
mit Aufwartungen bei Gönnern, mit Theater, Reisen, Wein,
zermürbender Sorge um Rechnungen, statt zu studieren:
Archilochos, der das Gemüt stärkt, weil er ein Mittel fand
gegen das Leid: »Geduld, es zu ertragen«; und Alkaios,
der kurz und knapp »Tyrannenbrut zum Hades schicken« wollte.

Wie der Redner beschaffen sei? Vor allem
muß er ein guter Mensch sein. So lenkt er durch sein Wort
im Rat die Städte, so rührt er mit Wahrheit die Richter;
nichts ihm ärgerlicher als Unschärfe und mit silbenreicher
Geschwätzigkeit zu prahlen: die Häse zurückbiegen,
Arme in die Seite stemmen, sich austoben
in verrenkten Sätzen, dunkel und aufgeblasen:

»nicht Qualm aus Glanz, sondern aus Qualm das Licht«

Der Künstler sieht in die Natur

(nach Charles Sheeler)

Er sitzt draußen und malt einen Innenraum unbestimmter Ausdehnung.

Das Gefühl übergegangen in die Beziehung der Dinge zueinander.

Die Wege blockiert, die Wiese in Schranken verwiesen.

Im Dialog mit der Leinwand:

– Abstrahiere vom Detail, die Abstraktion ist detaillierter.

– Asketische Landschaft unter wohlbeleibten Wolken.

– *Handmade, mindmade*, wer könnte eine Trennlinie ziehen ohne Fluchtpunkt?

– Stadt der gestapelten Fenster, Stadt der dröhnenden Orgelpfeifen der Schornsteine, Stadt der Förderbänder, die sich bekreuzigen wie die Strebebögen in Chartres.

– Dinge verraten am meisten über die Anwesenheit der Abwesenden.

– Perfektion ist ein Arrangement von Winkeln und Linien.

– Wie ein Muskelkrampf, den man streckt. Aber das Gerade macht die Sache meist nur komplizierter...

– Gewichtlose Schatten, masselose Hausfronten.

– Rhythmus einer Zeitlosigkeit. Gleichgewicht der Kräfte.

– Alle Kraft kommt aus den Formen.

328 Mickle Street, Camden

Noch immer bestürmt ihn die Welt,
bringt Liebe, Chaos. Ein paar Orangen-
blüten aus Florida reichen nicht:
Bücher, Zeitungen, Photographien, Briefe
liegen haufenweise auf dem Boden verstreut,
Papierschnipsel, über die seine Einfälle
schwirren wie eine Ameisenkolonie.

In der Abendflaute sitzt er, ganz still,
(Decke über den Knien, Fell überm Rücken,
der halbe bewunderte Körper lahm,
die Organe treten eins nach dem anderen ab),
und lauscht dem Pfeifen der Eisenbahnen,
die Osten und Westen verbinden,

träumt, sich noch einmal ins Meer zu stürzen,
in seinem Fruchtwasser zu baden,
im Ejakulat Gottes, und alles zu vergessen:
das Blut, die Gedärme in den Lazaretten,
die Präsidenten, beschimpft als
Exkrementenfresser und Auswürfe –

*einmal muß das Ende kommen,
deshalb Dank – Gott, Natur, All –
für jeden gegönnten Tag mit meinen Geliebten,
mit Baum und mit Vogel –*

er weiß, die Reise wird enden wie sie begann,
mit einem tiefen, schmerzlichen Atemzug.

Monolog des Eadweard Muybridge

Die Zeit ermorden,
zerstückeln bis an den Punkt
des Stillstands, um sie deutlicher zu sehen,
die Bewegung, Summe der Sekunden.

Wer anhält, kann Unfälle vermeiden,
dem Schuß ausweichen, alles riskieren, Faser und Atem,
weit sich hinauslehnen, über den Rand des
Atlas, dort steht

die Küste von Cape Gregory,
distinkte Bäume trinken den Dunst,
der Himmel und Meer die gleiche Substanz verleiht,
Stille der Felsen, das Ungerührte, ich ein

Schwimmer, der mit jedem Zug
flüssiger wird und am Ende
eine Welle am Ufer ist,
die leicht ein Sandkorn, einen Halm antippt.

Zigarettenrauchzeichen

(Tatiana Proskouriakoff)

Keine Straßen. Schlammrinnen oft.
Die Regenwolken vermauern den Horizont,
bis sie an den Bergen zerschellen –
Hitze, der anfallende Jaguar –
und Feuerameisen, Skorpione, Zecken
lauern im Unterholz auf unvorsichtige Beine.
Affengebrüll, die betrunkenen Männer.

Mit Rolleicord und Teleskop
klettert sie in die Ruinen,
sucht im Dschungel feinste Spinnfäden,
um das Fadennetz des Theodoliten zu reparieren,
und taucht am Ende des Tages wieder auf
in fleckenlos weißen Reithosen.

Zigarettenrauch, wo sie zeichnet
(sieben war sie, als sie in New York an Land ging,
schockiert übers Rauchverbot für Frauen,
und beschloß, später zu rauchen):

die Tempel, die Paläste, die Stelen erstehen
unter ihren Stiften, türmen sich zu den Göttern,
Straßen wimmeln, Priester blicken empor,

die Glyphen sprechen neu,
und in prächtigen Gewändern schreiten
königliche Frauen über die Plätze.

Der Kriegsphotograph

Nur das spektakulärste Photo
schafft es auf die Titelseite,
neben Brötchen, Orangensaft
und Kaffee zum Frühstück.

Er kann nichts betrachten,
ohne daß sich ein Negativ nach dem anderen
durch seine Erinnerungen schiebt, die Namen von Städten
und Kontinenten, Mann oder Frau, Farben der Haut

einerlei: schmorendes Fleisch, benzinübergossen,
abgehackte Hände, Machetenhiebe in hüpfende Kehlköpfe,
Bauchschüsse, Eingeweide wie Abfall weggeschüttet,
das im Sand nach Wasser lechzende Skelett.

Er prüfte Blende und Belichtung,
den Finger am Auslöser
auf der Suche nach dem besten Winkel.
Wie nahe kann einer dem Grauen kommen?

Auf der Pressekonferenz
sagt er: Ich halte fest, was geschieht, mehr nicht,
und schließt, als niemand hinsieht,
die Augen.

Dichtet ihm nichts an,

wer den Gott menschlicher Absichten verdächtigt,
aus Angst vorm Unbekannten, vor den ewigen Schrecken,
der ist selber höchst gottlos, lehrt Epikur,

wer dem Gott menschliche Absichten unterstellt,
Mordlust und Machtgier und kleinliche Rechthaberei,
der wurde tatsächlich aus Dreck geformt.

Sünde ist der einfachste Lenker, aber
den Gott verspottet jedes Gebet, er lechzt und
giert nicht nach Verehrung, er lacht über Karikaturen,

Sprecher braucht er nicht, unsere Köpfe,
dargeboten der Himmelsweite und dem Vogelkot und
ganz unverhüllt – so würde er sie sehen wollen,

selbst daß man ihn vergißt, gefiele ihm vielleicht,
dann könnte er auf Filamenten von einer
Galaxie zur nächsten reiten.

Emesis

Zwei Mal täglich erbräche sich Epikur wegen Völlerei,

warfen ihm seine Gegner vor,
doch Ursache war in Wahrheit ein Nierenleiden
und vielleicht anschwellendes Übermaß an Dummheit
außerhalb seines Gartens, das er nicht ertrug.

Um es zur Sprache
zu bringen: Die Götter haben Besseres zu tun,

als den Sternenlauf zu überwachen
oder unsere Namen auf die Jenseitsliste zu setzen –
und für uns hat der Tod keine Bedeutung,

denn aufgelöst in Erde sind wir ohne Empfinden,
ohne Reue um verlorene Stunden, ohne Haß auf unsere
Peiniger.

Nichts anderes sagt Epiktet, der ihn wollüstern schimpfte:

Allein die Vorstellung, der Tod
sei furchtbar, ist das Furchtbare. Wer die Natur

des Alls kenne, ist
ohne Furcht. Aber er vergißt nicht,

niemals, zu trauern über die Freunde, die Geliebten,
die ihm Löcher schlagen in die Seelenruhe.

David in der Stiergrube

Der Hund bewachte das Bündel, unweit der Grube,
Taschenkompaß, Notizbuch und eine Uhr.
Dann verlor sich die Spur. Den Leichnam fand man später
im Sand unter den Hufen des gefangenen Stiers,

von Hörnern durchbohrt. Wuchs zu nah am Rand
eine unbekannte Blume, ein grelles Kraut?
Hörte denn niemand sein Rufen?
Sammeln war Ekstase, Samen und ihre Bestimmung

durch Namen, den anderen immer eine Nase
voraus. Er kniete auf rostigem Nagel,
verirrte sich zwei Mal an einem Tag, fand im Tabak
eines Indianers Indizien und schoß Zapfen mit dem Gewehr.

Am Feuer verbrannte er sich den großen Zeh.
Sonne entzündete sein Auge. Das Kanu
aus Birkenrinde sank im Strudel. Ratten fraßen das Präparat.
Ein Biberschwanzkaktus durchstach ihm den Schuh.

Luxus war ein Bett aus Farn, inmitten fallender Bäume,
den Abgang der Lawinen auf dem Grat
zu betrachten, ihren Erdbebendonner ins Tal: nur
für die Kiefer, auf Felsgrund oder Kies, einsam,

aufrecht und »eines der erstaunlichsten
und anmutigsten Dinge der Natur«.

Vom Erdboden

Leichhardts Leiche
gibt größere Rätsel auf
als andere ohnehin,

irgendwo verschollen
im gefährlichsten Territorium
(»schönbegraste Gegend«) –

Wolken bedrohen mit Gewittern,
Zähne werden verrückt,
Rasiermesserrückenhügel,
Eisenrinde und Rostgummi
an den Wasserhältern –

bis dahin war es wichtig,
eine exakte Position zu haben,
zwischen Gluckvogel und Schreieule,
Kragenwürger, Brr-brr-Frosch &
1 Flug Wonga-Wonga-Tauben,

und vom Glück zu schmecken,
etwas neu zu benennen:

die Pflanze
Mehlverschütter.

Entgiftung durch Freiheit

Das haben alle sofort erkannt:
der mit dem schiefen Maul
hat immer gerade heraus geredet,
trotz Arrest und Festungshaft, Kerker und Zuchthaus,
Zwangsarbeit und Gefängnisinsel in rascher Folge,
nichts konnte ihn verdrehen oder krümmen,
nach jedem Stiefeltritt
richtete er sich auf wie Gras.

Der mit dem schiefen Maul
ließ sich das Wort nicht verbieten,
selbst wenn er Kalk und Haferschleim anrühren mußte
als Tinte für die schwer verdaulichen Briefe.

Mäßigkeit war seine Sache nicht,
aber er hatte ein Maß: er verachtete alle,
die herrschen wollen, einen Irrsinn wie Geldhäufen,
wie Gesetze, die nur ihre Geber bevorteilen:

John Most, Zeitgenosse,
Terrorist der Gerechtigkeit:
er schimpfte, wettete, polterte
und träumte von einer besseren Welt,
von Entgiftung durch Freiheit.
Eine Liste seiner Lieblingsworte:

Hirnerweicher Eigentumsbestie
Tyrannisierungsmaschinerie
Literaturprostituierte Gottespest

Welches ethische Benzin trieb ihn an?
Er arbeitete in einer Dynamitfabrik (incognito),
rief »Endlich krepirt er!« beim Mord an einem Diktator,
froh, daß sogar dieser sterblich war zuletzt.

Er schlug aus wie ein geprügeltes Pferd,
instinktiv, verzweifelt, rücksichtslos,
doch war ihm Gewalt nie blanke Onanie.

Er suchte Menschlichkeit und fand Menschen –
Steine hätte er geklopft,
ruhig den Haferschleim gegessen,
hätte er noch erlebt, daß die Massen einmal
Freiheit zur Selbstbetäubung nutzen.

Die Abenteuer eines Grashüpfers

Ich bin, das fühl ich, weiß: ich bin,
doch was – kümmert keinen,
Freunde vergessen mich wie Erinnerungen,
der Schmerz verzehrt mich,
bin nur Leben
wie ein Dampf ins Nichts
von Spott und Lärm gezogen,
trotte über die Erde
dumpf und leer,
im Gefängnis Erde,
eine Seele, – frei, – befreit,
nach Schöpfung auf der Suche, in ihr
zu wohnen, zu schlafen,
ungestört, – niemanden störend,
nur liegen,
Gras unter mir,
Himmelsgewölb darüber,
eine Egge, gelehnt an einen gekappten
Baum, auf bereiften Feldern...

Siehst du den Alten
in der Nische der Kirche,
den Tabacksbeutel in der Hand,
die Pfeife im Mund, wie festgewachsen,
die Taschen seines Barchentmantels
gebeult von Büchern,
Zeitungen & Notizheften –
siehst du ihn da, hier,
er denkt an Gehölze und
Gestrüppe, sich zu verbergen,
an die musizierende Rüster,
die unter tyrannischem
Werkzeug fiel,
er ist ganz still

und schon weit hinaus,
nimmt Sprachen an und alle
menschlichen Gestalten –
Ich bin, doch ist es hier zu klein
in meinem Schädel.
Siehst du, da ist er Vogel
im Nest, ist selbst Nest & Vogel,
ein einfacher Bauer –,
wen kümmert heute die Dichtung
und was sie euch erzählt.
Verflucht darum, Schweine!

O ja, du kannst ein Teufel sein,
während du versuchst,
das Paradies zu schreiben.

Eigenheiten

Gemälde einer Nacht

Der Rahmen längst im Müll, die Nacht in tieferem Abyss.
Es blieben nur die Farben als Spätfolgen auf meiner
Netzhaut,
wie alte wundverheilte Narben. Der Fliegenschiß
im Namen des Malers verklärt seither den Selbstlaut –

Schwärze bedeckte das einzige Bild im Wohnzimmer
meiner Eltern an der Wand, hinterm Gebirge der Sofakissen.
Ich starrte gebannt (ein Händler hätte keinen Schimmer
Ruhmeskerze erkannt), denn ich konnte nun wissen:

Meere bei Nacht, draußen vor der Küste, der Horizont
wenige Lichter im Hafen, hauchfeiner Strich, der
aufdämmerte
und unruhig zitterte, wenn alle schlafen. Wirklich gekonnt
ins Leere (oder aus der Leere heraus) gehämmerte

Segel in Rot, in Blau: ihre Konturen zur Form aufgefierte
Stoffe (die genaue Zahl hab ich vergessen, doch sie
reichte, um
die Windrose auszumessen). Schäumende Flut ondulierte
den Pegel: da blieb Finsternis keine brütende Stumm-

heit, ich hörte scharfe Kommandos: »Fock über!«, Knattern
der Bahnen über der Gischt, die zitternden Achterlieken
ins Wasser gemischt. Auf dem Mondhub flattern
seit damals Farben aus dunklen Erinnerungsfabriken.

Lob eines Handwerks

Ein Mann voller Jähzorn und oft ungerecht,
der sich nicht beugte (außer vor seinem Gott,
den er hinter Augen und Bäumen nicht erkannte).
Doch Großvaters Bart war gutmütig; im Schnee
rollten wir uns und lachten dabei. Viel später
zeigte er im Keller, unter einer muffigen Plane,
mir jene Werkzeuge, die ihn beschützt hatten,
in einer andern kalten Jahreszeit: Nagelständer,
Leisten & Dreifuß. Niemals sprach er davon:
wie er seinen Kindern Hitlers Gruß & Jugend
verbot; von dem Morgen, als er deshalb wartete,
auf den Laster, mit gepacktem Koffer. – Das
für den Krieg auserwählte Volk barfuß? ›Nein!
in Schuhen hungert und stirbt's sich leichter,
befanden die Offiziere. Ich fragte nicht. Heute
lasse ich mir ein solches Handwerk erklären.

(In memoriam: Gustav Scharnik, 1895-1989)

Schöne Myopie

Entzogen, vernachlässigt, ausgedörrt,
nur den Disteln und Hautflüglern zuträglich:
ein solches Stück Land hat sich Fabre gewünscht,
einen Harmas, ungeeignet für den Pflug,
Bauschutthaufen aus Sand und Stein überall,
das war sein Laboratorium für endlose
Studien von Sandwespe und Mauerbiene.

Reklusen sind wertvoll, aber nicht notwendig.
Leonard Dubkin legte sich bäuchlings
auf eine Wiese mitten im Getümmel Chicagos,
lauschte den Arien eines Grillen-Duetts,
die Passanten hielten ihn für besoffen,
drehten ihn zu Ampelrot und Sonne –
das war er tatsächlich, trunken von Anmut.

Als mein Kopf sich näher am Boden befand,
saß ich lange vorm Stamm zweier Pappeln,
umzingelt von Parkplatzasphalt
und den neugierigen Fenstern der Blocks,
sah den Ameisen zu, die ihre Lasten schleppten,
unermüdlich, gleich welches Hindernis
aus Stock und Stein sie antrafen.

Nachbarinnen flüsterten mit meiner Mutter,
fragten: »Ist Ihr Sohn denn normal?«

Erbschaft

Einer meiner Großväter
starb mit vierundneunzig Jahren,
unsicher bin ich seitdem,
ob man hohes Alter
beneiden soll oder nicht.

Bis zuletzt saß er
vor der Schreibmaschine,
tippte ein paar Zeilen
oder überklebte nur ein Wort,
das ihm ungenau schien,
mit einem sorgfältig
ausgeschnittenen Streifen.

Oft sehnte er den Tod herbei,
wenn ihm der Körper
zu schwer wurde.

»Wieviele vor mir? Immer nur
ein Moment, einer, noch
einer – so ist
also Musik in mir, Verse,
Schwanken der Bäume vor und zurück –
mehr als eins, eins, eins zu zählen

Überschuß an Hoffnung
oder Tollkühnheit.«

Die Welt

Eine stand immer auf Onkels Schreibtisch,
unter den theologischen Büchern,
weil man am Ende
etwas Begreifbares braucht,

schräg auf ihre Achse gespießt,
ließ sie sich dermaßen schnell drehen,
daß den Bergen und Meeren schwindelte
und sie herunterzufallen drohten,

eine huckellose, kugelrunde Welt,
die Länder eingefärbt, leicht
zu unterscheiden, so leicht, daß Atlas
sie auf einer Fingerspitze wirbeln könnte.

Eine andere wird im Museum ausgestellt,
Behaims Erdapfel, geformt aus Lehm,
nach Vorstellung des Menschen,
aus Schichten von Papier;

aber besonders prächtig ist der Sackglobus,
komplette Welt in die Tasche gestopft,
umschlossen vom Himmelsgewölbe
so dicht, daß sie knirschen, Erde

gerieben am Himmel,
ein sichtbar gekrümmtes Universum,
an Scharnieren, und du hältst es fest, läßt
die Hand übers Leder gleiten.

In meiner Nachbarschaft

haben viele enorme Lust an Konstruktionen,
sie sehen sofort, wenn etwas undicht ist
oder klappert, doch keiner liest
Gedichte, die genauso funktionieren.

Sie programmieren Computer,
stellen die verstiegensten Berechnungen an
und bekommen ihre Steuererklärung in den Griff,
aber Gedichte finden sie unverständlich.

Woher dieser Haß auf die Namen:
Schaumkraut, Wegerich, Sonnengünsel,
und warum tauscht man die gesprenkelte Wiese
gegen penibel geschorenen Rasen?

Das Haus ist kein Gebärmutterersatz,
Milliarden von Nägeln & Dübeln
kreischen zum Freizeitspaß,
doch werden die Wände nicht ewig halten.

Kein Geräusch machen die Schritte
des schweren Mannes,
wie Schatten von Vögeln
über den unzerknickten Gräsern,

Bewohner des Silbenhauchs.

Luffa

Bevor ich ins Morgenwasser steige

dies Schächtelchen aus Indien,
angefüllt mit Düften, was bedeutet:
mit ungeschehener Erinnerung, Geheimnis,

Durchfahrt in der Phantasie. Deshalb gehört die Seife
nicht zu den Utensilien, sie ist ein Schmuckstück,
mit dem man sich einreibt, Zitronengras,

Khus und Lotus,
Minze, Tulsi, Neem,
Sandelholz, Seedorn, die Luft

über der Haut ist eine andere geworden,
und in der durchsichtigen Farbe
schwimmt ein Luffa-Schwämmchen,

wie ein in Bernstein
eingeschlossenes Urzeitier,
durch jedes Waschen ein Stück weiter befreit.

Schwanengefahr

Nie griffen die Schwäne mich an,
ihre kräftig orangen Schnäbel
ruckten nach dem Futter

meinen Zehen ganz nah,
und die einzige Furcht in diesen Momenten,
daß sie es verschmähen würden.

Dann tunkten sie zurück in ihre Spiegelbilder
oder flogen mit gereckten Hälsen
zu der Insel im Teich,

wohin ich nie rudern konnte
durch Entenquaken und Entengrütze.
Und jetzt das Satellitenauge mir ausgeliehen,

im Winter, bin ich wieder bei ihnen,
an der eisfreien Stelle,
von dort, ziemlich sicher,

rührt vieles her.

Poetik III

»warteten auf luftwandernden morgenstern,
der sonne weißflügelten vorläufer«: ein Zitat

im Zitat, mehr ist nicht geblieben, wie
ein Mund auf Zelluloid, zu spät

fürs Lippentreffen / Es geht solcher Riß
durchs Sprach- und Kerngehäuse,

daß viele neben dem Sagen stehn: Was
hinzufügen? entgegensetzen? Rares Geschenk

ist 1 Präsenztag & jenseits der Scheibe, in
den Ort gewortet, verantwortet,

dieses pfeifend hohe, hoch-
verdünnte Oxygen, dieser licht-
brechend eingefärbte Himmel, gott-
verloren verteilt im Gittergeäst,
doch sobald du die
Augen schließt, ist Weite
unter den Achseln, Dunst-Duft unter den
Sohlen, diese Verpackung des Globus, nachts
die Zeichen hinter nahen mond-
schlierig-beschiedenen
Wolken...

(für José F.A. Oliver)

der mond

über deines bauches dünung
steigt in die tintenwäsche
der nacht, vermixt
mit motoren und rasender stille. wandern

mit zwei fingern –
bis hinauf zum ohr, delikate äolsrillen,
mit keinen lamellen abzuschotten,
alles geht
ungehindert direkt

ins stammhirn.

sieben punkte auf deiner stirn
verbinden dich mit dem
tau , der mondphase , den wunder
kerzen
funken auf dem
schwarzen hemd der nacht

unwiderruflich.

aus der dunkelheit kürzestes *zip*
des ersten erwachten vogels.
da geht bereits die winterrede
neben dem fleckvieh. noch aber atmet der herbst
tief durch, seine weiden rühren frohes grau.
die mandeln schmecken nach a-dur.
unterm rosenstrauch sammeln sich blätter,
unauffällige bewohner finden darin ihr quartier.
über die erde werden schwärme getrieben.

jeder zahn, ausgeschlagen von zeit, ein angriff
auf die autonomie des körpers –
aus dem smalltalk rettet dich der airbag des spotts,
vertrauen in die zukunft: kaum zu schaffen,
wie auch simsens, chatten, autofahren.
warum diese angst, die angst
vor allem, sterben etc.,
milliarden haben es vor dir geschafft,
sogar alte und kleinkinder.

die neonsonnen warfen sezierendes licht,
als wir im beton des kellergeschosses
brustkörbe, prognathe schädel
und schlackerbeine flochten aus draht,
toilettenpapiere in gips tränkten,
sie als bleiche hautlappen auftrugen,
gesichter formten nach unserem abdruck,
unterrichtet in der kunst, immer schüler zu sein.

und noch heute frage ich mich,
was wohl aus ihnen wurde:
strandeten sie im museum der aufgegebenen dinge,
hat ihnen witterung die stirn abgeraspelt,
schwanken sie unerkant herum,
in einem parlament,
in einer vorstandssitzung,
und rächen sich für ihre häßlichkeit?

sandelholzfiguren

nach einer reise im karton
in der langen dunkelheit des dachbodens
kamen sie auf meinem schreibtisch an,
postierten sich mitten ins chaos
aus papierschnipseln, notizblöcken, buchstapeln:
lakshmi, die auf einer lotusblüte dahintreibt,
göttin von wohlstand und überfluß,
saraswati mit der *vina* in händen,
scharf geschnittenes antlitz von dichtung und musik,
daneben beugt sich krishna zur gopi herab
im rhythmus eines pariser tanzes aus den 20ern,
und die nymphe yakshi, wächterin über haine, wasserläufe,
wäscht ihre füße in lippe und emscher.

sandelholzschnitzer, wer du auch warst, verehrer des modells,
nichts hast du hinzugefügt, nichts weggelassen,
die alten götter leben, unerbittlich präzise.

robert fuchs, 2. symphonie, erster satz

sonnenstöße. dem morgen ins gemächt
greifen. auf den wellblechen

glitzert der reif und zitiert den ginster genauso wie
in den fünfzig jahren davor. im radio
der fahrbahnwechsel von wildschweinen.

die schutzfrist der vögel ist nah. die hecken
müssen beschnitten werden. selbst
bin ich ein bodenbrüter, der nur mit blicken abhebt.

nach dunkelmonaten ist die pränanz der farbe
blau (wenn auch blaß, mit einem stich ins ei-
gelbe) noch immer zuverlässig wirksam.

wälder und nebel in den alveolen. ah
ja, die atemlust, doch.

Im Fall des Abschieds

Schönstes, das ich lasse: Licht der Sonne,
dann leuchtende Sterne und das Angesicht des Mondes,
außerdem reife Gurken und Äpfel und Birnen,

zugeteilt waren mir noch: Graupelschauer auf tückische Tage,
die Unregelmäßigkeit der Schwelle, Wolkendramen,
Katzen und Odelfelder, menschenleer,

Schmerztabletten, Ohrpfropfen und alles,
was mir ermöglichte, ungestört
die Wörter in Richtung ausgebleicher Alphabete zu lesen,

nicht zu vergessen: Gras, Gespräche, laut
oder geflüstert, und was
die Gespräche nicht fassen können,

der Eimer verloren zwischen Moossteinen,
das Wasser im Eimer, die Erlenblattgarnitur auf dem Wasser,
unbedingt die Bäume selbst, der Raum um die Bäume,

zuletzt wieder die Sonnenorange, wie sie abendreif übern
Dunst der Dächer rollt, denn so, genau so finde
ich mich, Kerstin, in deinen Armen.

Großer Abendsegler

nach dem Rostlicht, innerhalb von Minuten
erst ultramarin, dann postkartengolden,

nach den Singvögeln, die ihren Abendflug beendet haben,
hingedüste Linien und zuletzt ein lässiger Looping,
als gäb es ein unhörbares *pling* in der Luft,
das sie alle in ihre Nester zurückberuft,

bricht die Fledermausdämmerung herein,
das Nachtohr verläßt den Horchposten
und erntet Insekten über unserem Garten, hektisch und
leicht torkelnd, wie angesäuselt nach einem Fest,

mit leise flappendem Klatschen,
als würde ein Lederlappen
das letzte bißchen Fliegendreck vom Himmel wischen,
kein Anschein von Vampyr oder Nosferatu

und für mich so leise wie ein Neutrino,
das durch die Erde fliegt,
denn nie hören wir die Frequenz

seines Funks, ob ausgelassene Freude oder
ein Jagdruf von erbitterter Insistenz.

snatches from the sun

auf dem schmalen,
windwogenden
Habichtskrautstengel
lädt ein Kohlweißling seinen Akku auf,
die Schuppen winzige fliegende Schindeldächer,
die in der Sonne darauf warten,
daß die ∞ des Schwirrens beginnt.

seine Flügel sind Karten von Feldern,
vielleicht mit Bauminseln, noch unbetreten,
seine Flügel sehen aus wie
Segel mit Fransen,
Augenlider mit Wimpern.

fahler Hauch in der Morgenfrühe,
sein Dornengenital versteckt,
phantastisch wie die Rätselwesen Unica Zürns.

mir reicht das kalte Feuer
des Betrachtens
dieser Schneeflocke im Sommer der Zeit,
worüber die Phantome eines Schattens ziehen,

Staubdeckel an Staubgefäßen.

Porträt einer Herkunft

das war meine Kindheit:
kein großer Stoff, umgeben von

unauffälligen Biographien, keine Skandale,
Durchschnittstypen, irgendwie meist
beschäftigt mit Überleben,
Zeiteinflüsse demnach gering,

auch die Familienspuren verschwiegen –
aus Scham, Unwissen, stiller Trauer über den
Verlust von Heimat und Idealen? –,
man redete viel und sagte wenig, Politik
und Weltbühne nur in Minutenschnipseln
aus dem TV-Gerät, neben den
Revue harmloser Unterhaltung,

die Ästhetik von Resopal und Nieren-
tisch und den ovalen Kiosken
so entrückt und noch immer verführerisch,

doch insgesamt gute Voraussetzung,
auf unbeschriebenem Blatt alles
zu prüfen, von allen Seiten, und das Beste

zu behalten: Kritik ist keine Lästerung
und Macht geht immer in die Irre.

im wartesaal der wintersonnenwende.
das vermißte licht, licht, das
zu früh schwächelt und hinstirbt.

in diesem jahr der unermüdlichen sense
sagten viele: »depressive finsternis
mauert mir den schädel ein«,

und ich fragte mich, wie es zum beispiel
ist mit einem berg in sicht, höflicher
zeitgenosse mit seinem steifen

weißen kragen, immer in sicht,
als gehöre er zum inventar,
vertraut wie vase und aschenbecher,

essen im angesicht des berges,
miteinander schlafen vorm
unwandelbaren berg. denn bei uns

hier gibt es keinen, nur ein paar
bäume auf abruf, und verlang
samen muß sich jetzt das wachstum

im gras, das dunkelglüht.
manchmal leeren sich die blicke
wie eine wanne mit gezogenem stöpsel,

der garten scheint nicht genug,
nichts ist mehr in wörter zu bringen,
dabei wartet es auf den richtigen übersetzer.

gerhard gnann entfacht fugierte schwärze,
apokalyptisches c-moll, atems schwell
körper: wie ein unausegehärteter

einfall, da kommt es in kreiseln,
in wirbeln, in strudeln, über dächer
bricht es herein, in den klangschaften der

vogelkehlen, aus den erfinderischen
wolken, gespiegelt in der mulde
von meinem schuh im rasen.

einige unter die sterne versetzt,
an den rand der schöpfung,
einige hängen in der zeitlosigkeit des todes,

ich bin gefüllt mit laub aus einem park
oder als wär ich in die wichtigkeit
von bäumen gehaucht.

eines der wunder von identität ist das:
man kann lieben lernen, was man
am stärksten gehaßt hat,

übelkeit war in mondrians
rot komponiert, so daß ich aus
dem museum torkelte, nun ist rot

behaglich wie ein mohnbad,
licht nicht trüb, wie hoff
endlich am ende meiner endlichkeit.

Teppich des Lebens

eines ihrer Zimmer auf dem langen Flur
öffneten meine Großeltern nur für Familienfeiern |
an den übrigen Tagen gehörte es den Kakteen
und Sukkulente n | die überall verteilt waren | auf
dem Fenstersims, den Holzbänken und grazilen
dreibeinigen Hockern | am Tisch saß ich direkt
vor einem Wandteppich | trotz des weinhaltigen
Geschwätzes war es ausnahmslos sehr still
darin | aber niemand lebt heute noch, den ich
fragen könnte | was man darauf sah | vermutlich
Fauna | vorm Brokat der Nacht | einige Fasane
oder Enten oder Kaninchen vielleicht | schönfellig |
immer gefräßig | kampfbereit und verspielt |
hüpfende Tupfer vor Waldfinster, Eselsdisteln |
vor den wandsteilen Gewitterwolken der brütenden
Melancholie | wohin hätte die Schönheit des
Wirsingkohls, des Johannisbeerzweigs | einer an-
geschnittenen Netzmelone | die sie neugierig
beschnupperten | wohin hätte die Pracht
von Zwiebel, Quitte, Sellerie besser gepaßt
als in dieses monatelang unbesuchte Zimmer? |
sogar die Flecken, Löcher, Fraßspuren und Detsche
hat der Maler | auf den samtene n Häute n | nicht
vergessen | und sich selbst im Schmetterling
porträtiert, schwarz auf Schwarz | nur am hellen
Muster seiner Flügel gerade noch erkennbar |
ehe er mit und unter Staub verschwindet.

(frei nach Gemälden von Jacob Samuel Beck)

Das Jahr der Ratte

Die Ratte : nicht das bestbeleumundete Tier
Aber als ich eine sah an diesem Morgen
mit Chancen auf sanftes Wetter,
rücklings in der Mitte der Straße,
die Arme gereckt wie verrückte Wimpel,
der Hinterleib plattgefahren,
waren ihre Angst und ihr Schmerz
zwischen den anrollenden Autos
die von uns allen Ich konnte nichts tun,
um das hilflose Tier schnell zu töten
Und ich weiß, Viele sahen viel Entsetzlicheres
Unterm Strich sind wir erbärmliche
Bündel aus Angst und Wasser und Leid,
keine Ausnahmen zugelassen
Bitte, verzeiht dies simple Gedicht

Lyrik heute

Drei Plädoyers

Keine Chance für Hölderlin?

Über die Misere des zeitgenössischen deutschsprachigen Gedichts und dessen vielfältige Gefährdungen

Die Klage unter jenen, die Gedichte schreiben, und jenen, die sie verlegen, ist unüberhörbar: Es werde zu wenig Lyrik gelesen und immer weniger gekauft. Gleichzeitig beteuern die Kritiker allenthalben, daß die Branche »boome« wie seit langem nicht mehr. Was auf den ersten Blick nur als Widerspruch erscheint, stellt sich auf den zweiten Blick indes als bedenkenswertes Indiz für ein zunehmendes Mißverhältnis zwischen Produktion und Nachfrage heraus.

Bereits vor zwanzig Jahren gelangte der amerikanische Dichter Dana Gioia in einem seiner wunderbar luziden Essays (»Can Poetry Matter?«) zu einem ernüchternden Resümee: Dichtung sei ohne tiefere kulturelle oder gesellschaftliche Bedeutung, weil es sich um die Spezialbeschäftigung eines isolierten Grüppchens handle und obwohl nie zuvor solche Mengen an Lyrik veröffentlicht worden seien. Gioias provokante Hinterfragung des Literaturbetriebs löste eine empörte, jedoch auch vielfach fruchtbare Diskussion aus. Seine Kritikpunkte und Argumente haben bis heute kaum etwas an Aktualität eingebüßt.

Die deutschsprachigen Leser werden gegenwärtig mit zwei Phänomenen konfrontiert: Mit der unglaublichen Fülle an Gedichten in Anthologien, bei Internetcommunities und auf Poesiefestivals, die es ihnen ohne Sachkenntnis und Instrumentarium kaum mehr ermöglicht, Amateure von Profis oder gelungene von mißlungenen Texten zu unterscheiden. Und mit der oft einseitigen Präferenz der Kritiker für das bemüht Artifizielle, die letztlich die Freiheit des Gedichts beschneidet und einer nachhaltigen Verbreitung abträglich ist, weil sie »eine Subkultur von Spezialisten« (Gioia) voraussetzt und miterschafft.

In der Debatte ist der Sündenbock schnell gefunden: Die Misere des Gedichts sei in erster Linie die Schuld der Leser selbst, die Neuerungen unwillig gegenüberstünden, eskapistische Lektüren bevorzugten und mit allem überfordert seien, was sich nicht reime. Eine solche pauschale Verurteilung der Leser ist unsinnig und deplaciert polemisch. Die Lyrikinteressierten stellten sicherlich immer eine Minderheit unter den Lesern dar, gegenwärtig allerdings tatsächlich mit einem gesteigerten Bedürfnis nach leichter Kost, fort vom gedruckten Buch in den Bereich des *events*, wo der Autor unterhalten soll oder einfach nur *slammen*, wörtlich: knallen, für ein paar Minuten voller *fun*.

Es wäre zu überlegen, ob dieses Rezeptionsverhalten, wie behauptet wurde, allein aus der Mentalität des Lesers zu erklären ist, oder ob es nicht auch zu einem beträchtlichen Teil als Reaktion auf eine zunehmende Ratlosigkeit zu verstehen ist. Die Poesie des 20. Jahrhunderts hat mit ungestillter Neugier viele stilistische Möglichkeiten und Wahrnehmungsweisen erschlossen. Sie ist und war *das* literarische Experimentierfeld.

Doch steckt die Poesie nicht, ebenso wie ihre Urheber, in historischen, kulturellen, sozialen Kontexten, herausgefordert von virulenten Themen, sogar noch dort, wo sie sich den Moden verweigert? Ist, was nicht experimentell auftritt, automatisch »konventionell« und somit altmodisch, überholt und darum eine ungenügende Verständnis- und Erkenntnismethode? Die Lyrik heute gleicht allerdings nicht selten einem Laborversuch, dessen Ergebnisse dem Publikum in komplexen Formeln und Geheimcodes präsentiert werden. Unter diesen Voraussetzungen verwundert ihre Marginalisierung kaum.

Die Erfolge von Autoren wie Michael Hamburger, Ranjit Hoskote oder Les Murray beweisen wiederum, daß eine grundsätzliche Lesebereitschaft besteht. Anders als manche deutschsprachige Lyrik machen sie den Leser neugierig.

rig und stoßen ihn in neue Sichtweisen, aber sie überfordern ihn nicht, weil sie formale Fragen und formale Originalität nicht vor die inhaltliche setzen. Mit Hölderlin möchte man ausrufen: »Ich wünschte um alles nicht, daß es originell wäre. Originalität ist uns ja Neuheit; und mir ist nichts lieber, als was so alt ist, wie die Welt.« Damit soll keinem literarischen Konservatismus das Wort geredet werden; nur darf die sprachliche Sondierung nicht zu Ungunsten der inhaltlichen stattfinden, in den Worten E. M. Ciorans: »Die Dichtung ist *bedroht*, wenn die Dichter der Sprache ein allzu lebhaftes theoretisches Interesse entgegenbringen und sie zum Thema ständigen Tüftelns machen.« Wo die Inhalte ausgehen, wird das Schreiben über das Schreiben und die Sprache selbst rasch zum einzig wahren Stil reklamiert.

Dichtung braucht das Gleichgewicht, den geschmähten Mittelweg, das bedeutet, daß sie nicht unter Schutzatmosphäre entstehen sollte, als Absonderung der Lyriktheorie; aber auch nicht in populistische Tendenzen verfallen und Erfüllungsgehilfin sein für die Sehnsucht nach bloßer Unterhaltung. Nicht Diskurs wäre angesagt, sondern Exkurs, Exkursion zu den Dingen, und ein Gedicht, das in einen Dialog träte mit der Zeit, mit den Lesern, mit dem Dringlichen, dem Augenscheinlichen, sei es nun affirmativ oder kritisch, ein Gedicht also, das sich nicht in geschliffener Langeweile und hochdekorierter Banalität erschöpfte.

Ein wichtiges Symptom der zeitgenössischen Lyrik war für Dana Gioia, daß die Dichter sich zurückgezogen hätten; sie suchten keinen Kontakt zum Publikum und würden sich gegenseitig beweihräuchern, zudem würden sie ihre Gedichtbücher in vielen Fällen für die eigene Reputation und nicht aus künstlerischer Notwendigkeit schreiben (Ähnliches attestierte Gioia auch der Literaturkritik.) Natürlich ist die Formel »Zugänglichkeit = hohe Umsatzzah-

len« allzu simpel, dennoch ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Vernetzung der Dichter und die punktuelle Wahrnehmung weniger literarischer Zentren wie Berlin oder Leipzig zu sich selbst bestätigenden Zirkeln führt, die nicht weltvermittelnd zur Leserschaft, sondern nur noch zu den *peers* sprechen.

Kritiker und auch Literaturwissenschaftler neigen dazu, in den Kategorien »richtungsweisend« und »tonangebend« zu denken, damit bieten sie jedoch dem Leser keine Alternativen und berauben die Dichtung des fairen Nebeneinanders verschiedener Stile. Warum – so ließe sich fragen – tauchen denn niemals die Namen von Klaus Anders, der in seiner Auseinandersetzung mit der Tradition zu profunden Versen kommt, oder Christian Saalberg und Lothar Klünner auf, die in kreativer Weise mit dem Erbe des Surrealismus spielen? Warum ist es so still um Christine Langer, Jan Kuhlbrodt, Lars Reyer, Ludwig Steinherr oder Ulrich Koch? Was ist mit den Bemühungen von Häusern wie dem alteingesessenen Rimbaud-Verlag oder der anspruchsvollen Edition Rugerup? Oder den kleinen Literaturzeitschriften, die in aller Stille arbeiten und fast nie in den Fokus medialen Interesses rücken?

Eine breit gefächerte Sichtweise würde generell das Image des Dichters korrigieren. Er sei nämlich kein weltabgewandter Einzelgänger mehr, wird suggeriert, sondern gesellig und allzeit informiert, doch das Bild, das diese These untermauert, ersetzt ein Klischee durch ein anderes: Der Dichter ist nämlich nun ein Nomade ohne lokale und familiäre Bindungen, ein schrulliger Grübler oder spaßiger Wortakrobat, stets jung, hip, schrill, ungestüm. Auch hier wird mit billigsten Schauwerten geworben, die weder repräsentativ sind noch bei vielen ernsthaften Lesern ankommen dürften. Die allenthalben frohlockend gerühmte Vernetzung der Lyriker untereinander ist für sich genommen weder Qualitätskriterium noch Qualitätsgarant.

Poesie ›boomt‹, wenn – in Dana Gioias Worten – bei Lesungen mehr die Dichtung als das Ego des Dichters gefeiert würde; wenn die Leser den Eindruck haben, ihre Aufmerksamkeit werde belohnt, ob nun mit leichten oder komplexen Gedichten, jedoch solchen, die sie irgendwo abholen mit dem Versprechen eines wie auch immer gearteten Erkenntnisgewinns. Dazu fehlt derzeit vor allem eine vorurteilsfreie Diskussion und eine mediale Präsentation, die der Vielfalt der Stimmen Rechnung trüge. Denn solange die größeren Verlage und literarischen Jurys das Wagnis scheuen, die ausgefahrenen Wegspuren zu verlassen, ändert sich nichts an der allseits beklagten Diskrepanz zwischen den Zeichen des Booms und der Empirie der schlechten Verkaufszahlen. Wenn Hölderlin heute lebte, gäbe man ihm eine Chance?

»Wir leben in dem Dichterklima nicht«

Wie mehr Offenheit die Lyrik attraktiver machen könnte

Unzufrieden mit der Rezeption seines Werkes in der Börsestadt Frankfurt, beklagte Friedrich Hölderlin 1798 in einem Brief an seinen Bruder: »Wir leben in dem Dichterklima nicht. Darum gedeiht auch unter zehn solcher Pflanzen kaum *eine*.« In mancher Hinsicht hat sich dieses Klima inzwischen durchaus verbessert, dennoch spielt die Lyrik in der Wahrnehmung der Gesellschaft nach wie vor keine bedeutende Rolle. Das erstaunt umso mehr, als die Lyrik auf engstem Raum höchsten sprachlichen Genuß bereiten kann und ein hochempfindliches Medium der aufmerksamen Beobachtung ist, das immer wieder dazu aufruft, kritisch über die Gegenwart nachzudenken und ihre Entwicklungen zu hinterfragen. Weint man ihr bloß einige Tränen des Bedauerns nach, übersieht man, daß ihre geringe Bedeutung auch ein Indiz für den Zustand der Gesellschaft darstellt.

Zunächst einmal läßt sich feststellen, daß der Nichtbeachtung der Lyrik erstaunlicherweise ihre überwältigende Fülle gegenübersteht. Mitnichten führt die Lyrik ein Nischendasein, wie man ihr häufig nachsagt, und es sind wohl in der Hauptsache sprachliche Barrieren, die zuweilen aus unserem Bewußtsein rücken, welcher Reichtum nicht nur europa-, sondern weltweit existiert. Dennoch hat wahrscheinlich jeder Lyriker den Satz, daß man Lyrik *nicht brauche*, daß man *gut ohne sie auskomme*, so oder ähnlich formuliert schon einmal gehört. Für sich genommen wäre dies nicht beunruhigend, gibt es doch etliche Wissensbereiche, ohne deren intime Kenntnis man überleben kann – wenn da nicht der Verdacht aufkeimte, daß das schwindende Interesse an Lyrik mit dem zunehmenden Unvermögen korrespondiert, dem intrinsischen Wert der Dinge auf vielfältigere und subtilere Weise zu begegnen als mit *Coolness* oder Ironie.

Vereinfacht gesagt: Lyrik ist das Angebot einer nicht primär auf Informiertheit und Effektivität gegründeten Denkweise in einer anderen Sprache als der des täglichen Umgangs. Darin besteht ihr Wert und ihre Stärke, darin besteht leider auch ihre Problematik hinsichtlich der Rezeption. Der amerikanische Dichter Ted Kooser hat es sympathisch auf den Punkt gebracht: »Das fehlende Interesse an Dichtung liegt zum Teil darin begründet, daß die meisten von uns in der Schule gelernt haben, daß die Bedeutung eines Gedichts herauszufinden viel zu viel Arbeit ist.« Doch allein mit dem Verständnis ist es nicht getan, da die Nützlichkeit der Lyrik eben keine nach Maßgabe gegenwärtig präferierter und allenthalben propagierter Normen ist. Sie manifestiert sich nicht in der raschen Befriedigung einfacher Bedürfnisse.

Bei Lesungen zählt nämlich heute oft vor allem der Eventcharakter; das Extravagante, Laute und Skurrile beansprucht die Aufmerksamkeit für sich, drängt Stilles, Ernsthaftes, Differenziertes an die Ränder. Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß z.B. Musik eine Lesung sinnvoll untermalt oder daß berühmte Schauspieler eindrücklich rezitieren, dennoch scheint die Lyrik mehr und mehr einer ›unterhaltsamen Beigabe‹ zu bedürfen, um noch attraktiv zu sein. Dabei brauchten Gedichte nur jemanden, der willens und fähig ist, die Informationsflut einzudämmen und den Kommunikationszwang auszuschalten, der nicht bloß konsumiert, sondern sich konzentriert auf eine Sache einläßt, sich ihr behutsam annähert und selbst ein gelegentliches Stocken nicht für hinderlich, vielmehr für bereichernd hält. Entspinnt sich auf diese Weise ein Gespräch mit dem Text, wird sogar das einsame Lesezimmer nicht als Isolation empfunden.

Es gibt also keinen Grund, in Kulturpessimismus zu verfallen. Nachdem sich die Lyrik einige Zeit lang in ihrer Spracherkundung selbst genug war, werden seit etlichen Jahren (auf Deutsch und in Übersetzungen) wieder so

viele bemerkenswerte Gedichtbände veröffentlicht, daß sie ihrem vermeintlichen Nischendasein enthoben scheint. Ja, es gibt wohl momentan mehr gute Lyriker als gute Politiker oder Manager. Carsten Zimmermann beispielsweise macht philosophische Reflexion lyrisch, José F.A. Oliver katalogisiert die Welt mit unerhörten Wortkombinationen, Lisa Elsässer schafft aus alltäglichen Situationen avancierte Sprachgebilde, Johannes Kühn und Klaus Anders nutzen die Spannweite des traditionellen Tons, Martina Hefter lädt die Worte zu einem Tanz wechselnder Bedeutungen ein. Die Liste quer durch alle Stilrichtungen ließe sich noch verlängern um Ulrich Koch, Jürgen Nendza, Esther Kinsky, Olaf Velte, Thilo Krause, Walle Sayer: sie seien stellvertretend genannt und belegen, daß Qualität keine Scheuklappen trägt.

Warum also gedeiht die Lyrik und findet dennoch nicht die ihr gebührende Anerkennung bei einer zumindest etwas breiteren Leserschaft? Warum fallen verdiente Autoren wie Klaus Demus vollkommen aus der Wahrnehmung selbst bei versierten Lesern? Ist dafür vielleicht die verschiedentlich beklagte »Infantilisierung der Gesellschaft« verantwortlich, welche beispielsweise auch die Essayistin Hannelore Schlaffer in ihrem jüngsten Buch konstatierte? Schlaffer begreift dies als eine Auswirkung der um sich greifenden Geringschätzung all dessen, was nicht unmittelbar zu wirtschaftlichem Nutzen beiträgt, eine Entwicklung, zu der in erster Linie nicht die sogenannten »bildungsfernen Schichten«, sondern die gesellschaftlich Bevorzugten beitragen. Tatsächlich läßt sich beobachten, daß es in Kreisen von Entscheidungsträgern zunehmend verpönt zu sein scheint, jenseits von Popularität und Quote das Nachhaltige und Hochwertige mit Aufmerksamkeit und Mitteln zu bedenken. Ausnahmen gibt es freilich; an der Tendenz ändert das nichts.

Selbst innerhalb des Literaturbetriebs ist die Lyrik marginalisiert. Die Romanform verdrängt derzeit andere Gattungen aus der Wahrnehmung; der Deutsche Buchpreis und der Schweizer Buchpreis schließen die Lyrik sogar explizit aus. Den Verlagen kann man marktorientiertes Denken nicht vorwerfen, nur fehlenden Mut, die Leser mit neuen Stimmen vertraut zu machen. Die zuweilen recht limitierten Vorstellungen der fördernden Instanzen mögen indes ein Grund dafür sein, daß die Vielfalt in der Lyrik nur zögerlich nach außen – das heißt: zu den Lesern hin – getragen wird. Feuilletons sollten sich weniger am Bekannten orientieren; Juroren dürften durchaus mutige, unbequeme Entscheidungen wagen, damit nicht stets dieselben Namen im Gespräch bleiben. Konsequenterweise verlagert sich deshalb vieles mehr und mehr ins Internet. Die dortigen Plattformen bieten zwar einen kostengünstigen Raum, ermöglichen weite Verbreitung, leichten Zugang und schnellen Überblick, doch laufen sie Gefahr, primär nur ein ohnehin bereits spezialisiertes Publikum zu erreichen.

Was könnte helfen, die Vielfalt des Gedichts zu erhalten und das »Dichterklima« zu verbessern? Zweierlei scheint unabdingbar: Die mediale Aufmerksamkeit müßte dezentralisiert werden, denn es ist nicht alles »Provinz«, was sich außerhalb Berlins oder Leipzigs befindet, künstlerisches Potenzial kann man überall entdecken, es entfaltet sich an den Peripherien oftmals eigenständiger als in den Schutzzonen der Metropolen. Darüber hinaus sollten Preise und Stipendien der vorhandenen Vielfalt stärker als bisher Rechnung tragen; deren mangelnde Unterstützung setzt nämlich einen *circulus vitiosus* in Gang, der am Ende die Argumentation stützt, es existiere diese Vielfalt gar nicht. Einschränkende Stipendien-Kriterien wie Alter, Wohnort, Geschlecht, Thema etc. sind natürlich einerseits sinnvoll, schließen andererseits eine Majorität aus

und berücksichtigen nicht immer die realen Lebensverhältnisse der Autoren.

Das literarische Klima ist selbstregulativ. Offenheit in dieser Hinsicht gäbe auch all jenen Stimmen einen Raum, die weder zugkräftige Namen besitzen noch mit werbewirksamer Gestik auftreten möchten. Dann mögen auch manche Leser ihr bisheriges verzerrtes Bild korrigieren und ihre Scheu vor der Lyrik verlieren, weil sie finden, was ihnen verständlich und begreiflich ist. Der italienische Dichter Giovanni Raboni behauptete in einem seiner Essays, daß es neben den bekannten Strömungen und Ismen eine »Duplizität der Linien«, »mit einem Wort: ein doppeltes 20. Jahrhundert« gegeben habe. Diese doppelte Linie der selten gehörten Stimmen setzt sich in unserem Jahrhundert fort; sie freizulegen und zu befördern wäre eine lohnende Aufgabe. Eine Gesellschaft indes, deren kulturelle Landschaft verarmt, verliert eines Tages womöglich auch das Klima, in dem sich humanitäre Gedanken und Ideen verbreiten können.

Ein Stoßseufzer und viele Jubelrufe

Warum die Lyrik ihren Reiz auch nach Jahrzehnten nicht für mich verloren hat

»Aber sie können mich nicht brauchen« – diese aus innersten Existenzgründen vorgestoßene, oft zitierte Klage Friedrich Hölderlins in einem Brief an den Freund Böhlendorff aus dem Jahr 1801 dürfte wahrscheinlich ein Echo in der Erfahrung vieler, vielleicht der allermeisten Dichterinnen und Dichter im Hinblick auf ein lesendes (oder zuhörendes) Publikum wecken. Solche Momente meuchelnder Melancholie und Frustration lassen sich leider nicht immer sofort gütlich beilegen, aber zuletzt ist die Freude an der ästhetisch gebildeten Sprache, an dem, worauf sie hinweist, und an ihrem kommunikativen Aspekt doch stärker.

Als ich mich vor einigen Jahren in zwei großen Tageszeitungen zum Thema äußerte, dem Medium entsprechend zur groben Skizze gezwungen, erhielt ich stille Zustimmung von jenen, die ohnehin die Ruhigen im Land sind, und wurde vom Zorn und Haß jener überschüttet, die glaubten, ich würde sie tätlich angreifen. Es ging mir nur darum: Vielfalt bei den Juryentscheidungen anzumahnen und die Rezeptionsseite der Dichtung nicht zu vergessen. Seitdem habe ich diese Haltung nicht verleugnet, aber auch dazugelernt, um mein Auge auf Weitwinkel einzustellen. Doch was hat sich in der ›Lyrikszene‹ selbst geändert?

Als Jan Wagner 2015 den Belletristik-Preis der Leipziger Buchmesse für seine »Regentonnenvariationen« erhielt, war (abgesehen von der üblichen Häme der Verschmähten) die Freude groß, weil die Lyrik endlich einmal im verdienten und längst überfälligen Mittelpunkt stand. Die Szene erhoffte sich Aufschwung und Aufmerksamkeit. Der geradezu spektakuläre Verkaufserfolg des Buchs

schien ihr Recht zu geben. Doch die Spotlightwahrnehmung des Publikums zeigte (nicht besonders überraschend), daß ein *pars* noch lange nicht *pro toto* steht. Allein ein preisgewürdigter Name zeitigt nach wie vor die größten Erfolge. Und ein Erfolg zieht (wenig originell) den nächsten nach sich.

Es ist somit nach wie vor wichtig, daß sich Vielfalt unter die Namen mengt –: Abwechslung durch Vielfalt. Und andeutungsweise geschieht dies inzwischen auch. Der durchdringende Ruf nach Originalität ist ja nicht neu. Schon der altgriechische Dichter Timotheos (ca. 450-ca. 357) schrieb:

die veralteten lieder sing ich nicht
denn meine neuen sind besser
der junge Zeus ist könig
wie früher Kronos herrscher war
scheiden laß einstige Musen

Aber lange wurde Originalität mit Fortschritt gleichgesetzt. Am Beispiel der Musik konstatierte Hans Heinrich Eggebrecht in den Neunzigern, daß bei jedem Fortschreiten, jedem Anderswerden, jeder Innovation etwas hinzugewonnen werde, indem etwas anderes verloren gehe. Für die »Verständlichkeit des Neuen« sei allerdings das »Ineinander-greifen von Tradition und Innovation« nötig. Denkt man etwa an einen Komponisten wie Felix Woyrsch, der Neuerungen nicht ablehnend, sondern nur abwartend gegenüberstand, aber mit seiner Haltung sich letztlich nicht gegen die echten Neutöner behaupten konnte, so daß er heute fast vergessen ist, dann fällt auf, daß die Vorsichtigen ebenso wie manche Avancierten, keinen dauerhaften Platz in der Publikumsgunst fanden, nur eben aus den entscheidend unterschiedlichen Gründen.

Das Bedürfnis, etwas Wichtiges oder »Unerhörtes« zu äußern, muß nicht immer nur in solche Regionen führen,

die bloß noch von einigen Spezialkräften betreten werden können, denn Verständlichkeit und Originalität schließen sich nicht gegenseitig aus. Die Erkundung dieses schwierigen Grenzverlaufs ist vielleicht die Neuerung und die dauernde Justierung an die jeweilige Gegenwart. Und sie gelingt. In den letzten Jahren habe ich Dutzende Gedichtbände rezensiert – jeder auf seine Weise vorzüglich und in jedem lassen sich Worte, Dinge, Ansichten finden, die die eigene Sicht, das eigene Vokabular bereichern. Mit jeder Lektüre spinnt sich das Gedankennetz weiter in die Welt hinaus.

Oder justiert die eigenen Kriterien. Ich rezensierte damals, mit Vorbehalten lobend und auch *pro domo* halbwegs programmatisch:

»Jan Wagner versteht sich darauf, sich selbst den von Gewöhnung abgenutzten Dingen mit einer unerwarteten Perspektive zu nähern oder ihnen überraschende Aspekte abzugewinnen, ja, überhaupt diese Dinge ausfindig zu machen und in den poetischen Fokus zu rücken. Bei aller Freude über die Spannweite des dichterischen Blicks stellt sich trotzdem zuweilen ein verhaltenes Unbehagen ein. Die artistische Sprache kann eine gewisse Distanz zwischen dem Autor und seinen Sujets nicht vollends überspielen. Die Dinge liegen gleichsam unter einem Mikroskop, im kühlen und klinisch sterilen Licht des Kalküls. Nun soll mit diesem Einwand beileibe keine Gefühlsduselei in der Lyrik verfochten, erst recht nicht die Präsenz eines Autor-Ichs im Text gefordert werden; doch wenn es ab und an mehr *Aufrauhung* und *Rührung* gäbe, wäre nicht nur der Intellekt angesprochen, es entstünde auch eine vibrierende Spannung aus Unsicherheit oder innerer Dringlichkeit. Das ist allemal keine Notwendigkeit, würde den Autor aber aus dem schmerzlos Unverbindlichen in sympathischere Nähe zu den Dingen führen.«

In vielen Rezensionen habe ich hervorgehoben, was meinem eigenen Schreiben nahe oder verwandt ist, oder Anregungen, die ich selbst gerne umsetzen würde. Im Folgenden darum eine kleine Revue von Formulierungen in willkürlicher Reihenfolge:

»Ingrid Fichtners Gedichte besitzen die sprachliche Analytik und Präzision eines Skalpells, der ins Fleisch der Worte eindringt und dabei unendlich weite Räume der Imagination und Empfindung eröffnet. Die Zeit wird in kleinste Wahrnehmungen zerschnitten, bis an den Punkt des brennenden Augenblicks, des blühenden Jetzt, der auf dem Papier zu einem kristallklaren Gedicht erstarrt. Das ist zerbrechlich und komplex, doch auch wiederum von einer erschütternden, ja bezaubernden Einfachheit.«

»Verena Stauffer bringt verschiedene stilistische Ebenen zusammen, auf ein Hochplateau: die Fachsprache, den wissenschaftlichen Terminus, das Wortspiel, das sinnliche Bild. Die Sprache fließt, wirft dabei Schatten, deren erzählte Geschichte man zu deuten versucht, was auch weitgehend gelingt, trotz Nebelflecken. Die Sprache ist bereit, sich den seltenen Wörtern zu öffnen, wenn die Umgebung stimmt – ›Korunde‹, ›Quargel‹, ›Krumpe‹ –, bereichert und bereichernd. Erhärtender Verdacht, daß die Wörter das Seiende sind *und* die Dinge, von denen sie künden, das Seiende sind.«

»Bravourös legt Esther Kinsky mit ›Schiefern‹ eine mit allen sprachlichen Wassern gewaschene Naturlyrik vor, die beweist, daß sie durchaus auch biographische Momente aufnehmen kann, formal komplex und vielfältig, phonetisch geschliffen und ausgeklügelt, gespickt mit Neologismen und Fachvokabular, dabei jedoch nicht abgehoben, sondern sehr tellurisch, ›mit beiden Füßen auf dem Boden‹, gefühlvoll und doch stets mit nüchternem Beobachterblick. Das ist Dichtung vom Allerfeinsten und ein rarer Hochmoment von intellektuellem Genuß.«

»Der Schnee ist Projektionsfläche für Erinnerungen; ist Hall- und Echoraum für Gespräche und Selbstgespräche; ist Trost und Mahnung zugleich, durch alle Tonarten und Gedichtformen, bis hin zum pantheistischen Gebet. Blendender Schnee verstärkt die Konturen der Schönheit, unbegangener Schnee schärft die Sinne für das Potentialis der Zukunft, die Schneedecke als Winterphase bringt immer wieder die (Lebens-)Zeit und ihr Verticken, Vertröpfeln in den Sinn. Dies alles berührt Lisa Elsässer bei ihren Beschreibungen, indem sie einfach nur Landschaften, Stimmungsbilder, Schneeszenarien und Schneezenerien skizziert.«

»Man sieht es ihm vielleicht nicht sofort an, doch es geht in diesem Buch um die Ersten und die Letzten Dinge. Nicht bloß auf eine traurige und nachdenkliche, sondern ebenso auch auf eine sehr vergnügliche und sinnliche Art & Weise. Eine simple Beschreibung kann plötzlich metaphorische Dimensionen annehmen und im Verein mit der geschickten Wortwahl zur kritischen Invektive werden, die nicht & nie beleidigend oder verletzend ist. Abzählreim, Märchen, Lied und anderen Formen wird auf diese Weise frisches Leben eingehaucht. Bewundernswert bleibt, wie Arne Rautenberg dabei die Balance zwischen Humor und Ernst wahrt, so daß weder Spaßkultur noch Kulturpessimismus bedient werden.«

»Heute ist der Dichter, die Dichterin, Weltbürger|in, ganz gleich nun, ob die Reisen in der Geographie der Nationen oder bloß des Schreibtischs stattfinden, denn die wechselseitigen Einflüsse machen nicht mehr Halt vor Landesgrenzen. Michael Krügers Art, über Europa zu schreiben, verdankt einiges sicherlich auch der amerikanischen Dichtung – von John Berryman über Howard Moss bis Charles Simic –, dies mag ebenfalls als ein Signal zu verstehen sein: daß sich die Dichter über die Grenzen hinweg die Hände reichen, sogar und gerade dann, wenn die Politiker diesem

großen Grenzverkehr einmal mehr abgeneigt sind. Krügers Terrain ist nicht die formale Innovation, sondern die Beobachtung kleiner Dinge voller Mitgefühl und Sympathie, die Träumerei, die manchmal zornig sein muß, damit es noch lange die Möglichkeit gibt, das ›Kunstwerk der Wolken‹ zu betrachten.«

»Ungewöhnlich an allen Gedichten des Bands ist die völlige Aufhebung der Zeit. Ulrich Koch addiert einzelne Eindrücke zu Berichten, daraus entwickelt sich jedoch kein narrativer Faden, entsteht keine Linearität; der kausale Zusammenhang und die zeitliche Einheit werden im Gegenteil jeweils zunehmend porös. Jeder Text erzeugt sein eigenes Sinnmuster, nämlich individuell hingetupfte Impressionen, Schlaglichter auf einer opaken Fläche, Stimmungsmalerei in Form einer Collage von Metaphern & Wortbildern. Das ergibt nie, wie man fürchten könnte, den Eindruck des Zerrissenen, Gestückelten, denn alles geht in einem duftigen Gesamtbild auf, leicht, schwebend, ineinanderfließend, hellbuntes Gras auf dürrtigem Grund. Man könnte glauben, ein graises Kind schreibe, das alles neu und wie zum ersten Mal sieht, obwohl ihm schon alles bekannt ist.«

»Mirko Bonné zelebriert eine Aufmerksamkeitskultur, die ihre Energie und existentielle Importanz größtenteils der eigenen Erfahrung entnimmt. Darum scheint dringlich und neu, was im Grunde alltäglich ist, seien es nun die Stadtansichten mit ihren Türmen, Kränen, Brücken, Schottergleisen; die Wolken, Bienen, Flüsse, Vögel; oder die Handtaschen, Oboen und Stühle. Nicht die Objekte selbst, sondern der Blickwinkel auf sie überrascht.«

»Das Sprach-Spiel ist der lustvolle Umgang mit dem Instrumentarium der Wörter. Sie loten in die Tiefe – sechs Fuß oder full fathom five –, leiten von einem Sprachabzweig zum nächsten, sind Erfassung von allem, was über oder unterm Radar fliegt: ›katzenpfotenmorgen‹, ›trau-

rigschnee«, »mundbefäultes«, »gichtknotentempus«. Lustvolle Wahlverwandtschaften der Komposita. So hoch die Worte im Sprachspiel auch jongliert werden, sie bleiben geerdet. José F.A. Olivers multilinguale Sprachorgie bildet auf ihre Weise die Grenzzaunfreiheit des Denkens ab. Es wäre nicht zwingend nötig, die Gedichte »von vorne bis hinten« zu lesen, man kann an einer beliebigen Stelle eintauchen, um sich dann in alle Richtungen weiterzuwageln. Bis man selbst ein Wörterkörper ist, in der Leserschaft. Glotzügig staunend. Geschärfter vorm – vom? – Wehen.«

»Die Dinge sind häufig belebt, als ginge ein animistischer Geist durch alles und würde es miteinander verbinden. Dann sinken die Dinge wieder zurück in eine bedächtige Distanz zum Betrachter, dem es unterdessen mehr und mehr vorkommt, als verblassten die Rahmen um diese Gemäldeskizzen, so daß die Gedichte ins unbegrenzte Offene ausfasern. Andreas Altmann ist ein lyrischer Minimalist, der seine Motive mit unzähligen kleinen Abwandlungen und Verschiebungen in immer neue Kontexte stellt. Das buchstäblich utopische Potential solcher Dichtung ist beträchtlich: der Traumwandler weiß nie, an welchem Ort er aufwacht und ob die Realität durch seine betrachtende Anwesenheit schöner oder untröstlicher wird.«

»Körper erkunden sich selbst und den um sie befindlichen Raum. Mittels sinnlichem Sensorium und mittels Sprache, die sinnlich wahrnehmbar ist von einem Du, nämlich als Atem, der Geräusche mit Bedeutungen produziert. Mit immer neuen Bildern und Anordnungen verortet Simone Scharbert den Körper im Raum, der seinerseits als Zimmer mit einem Interieur und entsprechenden Wänden ausgestattet ist. Die sich daraus ableitenden philosophische Fragestellungen sind auf poetischste Weise vorgeführt, und wenn es ein Paradox wie verkopfte Sinnlichkeit gibt, dann unbedingt in diesen Gedichten.«

»Monika Vasik besitzt ein ungemein gutes Gespür für artistische Leichtigkeit, die Balance nämlich zwischen verständlicher Aussage und sprachlich komplexer Einkleidung. Die Eigenstärke ihrer Gedichte schließt mit ein, daß das lyrische Ich in den Hintergrund treten darf, als beobachtende, dichterisch ordnende Instanz, ohne bemerkbare Einbußen an Empfindungen, Empfindsamkeiten. Hier liegt eine sehr ansprechende und gelungene Sammlung vor, die es in den besten Zeilen mit A.R. Ammons' Kurzgedichten aufnehmen könnte, ein echter Triumph der modernen Naturlyrik und ein Plädoyer für die Fähigkeit des Gedichts, Schönheit zu dokumentieren.«

»Nadja Küchenmeisters Ton ist ein schwebendes, flirrendes Ungefähr, das gerade eben so viel Klarheit verschafft wie nötig ist, damit man nicht die Sicht verliert, aber vieles letztlich im Verschwiegenen und Angedeuteten beläßt. Immer wieder tauchen dabei wunderbare Bilder auf, die eine platte Realistik leicht surreal erweitern und öffnen. Gerne läuft man deshalb ein Stück mit diesen Gedichten mit, überläßt sich ihrem sanften Gleiten, weil sie einen hellwach ins überraschende Unspektakuläre des unerklärlichen Alltags einspinnen.«

»In diesem Sinne ist die im Gedicht vertretene Haltung, eine Gegenschwerkraft, die aufhebt, was in Traurigkeit fällt, und ihre Stärke aus den einfachsten Dingen bezieht, dem Wechsel der Jahreszeiten, den Blumen, den Bäumen, der Haut, einer Katze, einem Atemzug, um sie mit Licht zu übergießen, solange es nur irgend möglich ist. Diese Rückführung der Poesie in die Sinnensphäre ist durchaus eine Erleichterung nach soviel digitaler Komplexität, die einen täglich umgibt. Es entsteht ein atmosphärisches Fluidum, das schwebt, zerbrechlich, die Abwesenheiten ausfüllt – hautnah, wortnah: kaum zu unterscheiden. Christine Langers Gedichte sind auf unmittelbare Weise schön, weil sie eine verwundbare Heiterkeit verteidigen und stets

in Bewegung bleiben, hinauf, hinaus, eine Grenze – von Körper? von Geist? – übertretend.«

Ich schreibe dies im Spätherbst 2020. Die gegenwärtige Corona-Pandemie zeigt einmal mehr, wie wichtig nicht nur die Jury-Entscheidungen sind, sondern welche entscheidende Rolle das Lesepublikum vertritt. Diese ›äußerlich ruhigere‹ Zeit verleiht den Kreativen, wie mir von mehreren Seiten berichtet wird, erstaunlicherweise noch größere Kreativität – doch die Resultate können nur unter Schwierigkeiten veröffentlicht werden, denn mangelndes Publikum bedeutet mangelnden Absatz und dieser wiederum weniger publizierte Titel. Sollten die Leser angesichts fehlender Veranstaltungen sich nicht selbst im Netz auf die Suche nach Neuheiten begeben, wenn ihnen die Dichtung etwas bedeutet? Das scheint leider nur bedingt zu funktionieren. Viele Faktoren mögen die Ursache dafür sein, daraus zu schließen, Lyrik habe keinerlei Einfluß und Bedeutung, oder sei womöglich, wie die Regierung bei der Begründung ihrer Lockdowns suggeriert, nichts weiter als ›Unterhaltung, wäre insgesamt zu kurz gegriffen.

Die Dichtung ruft natürlich keine globalen Umwälzungen hervor; sie macht aus einem dummen Menschen über Nacht keinen klugen. Aber sie ist nicht völlig wirk- und machtlos. Durch die genaue, mikro- und teleskopische Betrachtung der Realität erschafft sie eine neue veränderte Realität, denn diese ist anders, weil sie plötzlich nicht mehr dem gängigen Wahrnehmungsmuster entspricht. So sind Gedichte so etwas wie Gegengewichte, und viele Zünglein an der Waage verhindern wenigstens, daß sich die eine Schale kampflos nur zur einen Seite neigt.

Ich hoffe immer, daß sich ein Quentchen der Neugier und der Sprachlust, die ich beim Schreiben verspüre, auch auf die Leserschaft überträgt. Im Laufe der Jahre habe ich das Werk vieler Autorinnen und Autoren auf der Suche nach Bildern oder Phrasen, in die ich meine Imagination einhaken könnte, durchforstet, habe in Zeitungen und im

Internet recherchiert, bin durchs Ruhrgebiet gefahren wie durch eine riesige Ausstellungshalle. Mich interessieren die Dinge und wie sich das Erleben der Dinge in Sprache umsetzen läßt. Das war auch einmal anders: Bis ungefähr Mitte Zwanzig konnte ich mit Lyrik wenig bis nichts »anfassen«. (Ähnlich wie mit der heute von mir innig geliebten Cembalomusik.) Daß es nicht fatumhaft so bleiben muß, beweist die Existenz des kleinen Wunders der charakterlichen Entwicklung. Selbstredend habe auch ich mit klischeebehafteten Bekenntniszeilen begonnen, aber irgendwann merkte ich, daß die Welt interessanter ist als ich glaubte – und die Lyrik gab mir das Instrumentarium an die Hand, sie zu erkunden.

Nachwort

Ein Puls aus der Hintergrundstille

Gedanken zu den Gedichten von Jürgen Brôcan

Der Forscher Jürgen Brôcan wandert durch die Landschaft. Angezogen wird sein Blick, seine Wahrnehmung, von Unorten, Brachland, Peripherien, ruderalen Flächen, vom terrain vague – von allem, was das allgemeine Landschaftsbewusstsein gern unter den Teppich kehrt, das sogenannte Unschöne, das tunlichst in Tagebrüchen, Kratern und Halden der Umgebung zu verschwinden hat.

Aus diesem Material schlägt der Dichter Jürgen Brôcan die Funken der Poesie. Als Liebhaber des Ruhrgebiets, das auf den Quadratkilometer mehr Grünfläche aufzuweisen hat als alle vergleichbaren Regionen der Bundesrepublik, macht er aufmerksam auf Verwerfungen, Brüche, historische Relikte, auf Einbrüche und Übergriffe in Gegenwart und Vergangenheit.

Die aus diesen regionalen Erkundungen entstehenden Gedichte sind eine ›Heimatkunde‹, die das Betuliche und Nationalistische dieses Genres lange hinter sich gelassen hat und weit hinausweist in Zeit und Raum.

Doch der Dichter ist nicht nur in den Weiten der Landschaft unterwegs, er ist auch ein de Maistre des Wohnzimmers, ein Reisender durch intime Räume, in denen sich Dinge finden, die seine poetische Phantasie entzünden. In dem Gedicht »Die Schaukel« verwandelt sich ein harmloses Kinderspiel in einen meditativen, geistlichen Raum, in dem sogar St. Prokulus, der Schaukler, einen kurzen Auftritt bekommt. Die reglosen Dinge im Spiegel des leeren Hauses, die Brôcan in dem Gedicht »Fliehende Zimmer« beschwört, werden in dem »Spin-Off eines Gedichts von Jorie Graham« lebendig, verhaken sich, verschränken sich, vermischen sich miteinander und

zeigen so, sie sind keine singulären, isolierten Entitäten, sondern Teil des großen atmenden Ganzen. In dem darauffolgenden fast humoristischen Gedicht über Fußball, nach einem Interview mit dem Torwart Jens Lehmann, fliegt der Ball in hohem Bogen auf das Tor zu und als er beim Leser aufprallt, erkennt dieser: Weltwahrnehmung ist ein subjektives Unterfangen, Käfig eines individuellen Erlebens, aus dem es kein Entrinnen gibt. Der dritte Teil dieser vom Autor getroffenen Auswahl, der den Titel »Gestalten« trägt, wird von dem Gedichtzyklus »der hauch von dem ich lebte« (bilder aus dem rüschhaus) eingeleitet. Das erste Gedicht, Überschrift »im grase«, legt wie schon die Überschrift des Gesamtzyklus nahe, hier spricht die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff selbst. ... *mein kopf schwimmt durch die wiese / einer saumseligen Kogge gleich / nichts an bord als schöpfungsschauder ...* Der Zyklus beeindruckt durch formale Variationsbreite; es gibt Vierzeiler und Dreizeiler, Gereimtes und Ungereimtes, Neologismen, Fachvokabeln und fast vergessene Wörter, die sich zu einer musikalischen, melodiösen Sprache verbinden, die ihresgleichen selten findet. Eine gelungene Verbeugung vor der großen westfälischen Dichterin. Mögen diese historischen »Gestalten« uns Lesern sehr fern erscheinen, so legt der Autor doch Wert darauf, in den Gedichten immer auch einen Bezug zur gegenwärtigen Realität herzustellen. Auch im vierten Teil dieses Bandes, der mit einer Erinnerung an ein Bild im Wohnzimmer der Eltern beginnt, findet sich das beiläufig gekonnte Spiel mit Binnenreim und Endreim, Sprachklang, Rhythmus und Melodie. In dieser letzten Abteilung kommt man dem Dichter am nächsten; Kindheitserinnerungen, Familiengeschichten, Verwandtschaftsverhältnisse werden zu Auslösern von Gedichten, die das Intime und Persönliche zum Anlass nehmen, um in weitere geistige Räume vorzustoßen.

Gemeinsam ist all diesen z. T. formal sehr unterschiedlichen Gedichten die elegante poetische Machart, ihr Wortreichtum, der Atem, der diese kleinen Wortmaschinen zu lebendigen Entitäten macht, und die stupende Belesenheit des Autors, die den Leser immer wieder Staunen lässt, ob der Reichweite dieses Denkens. Atem und Puls, Luft und Licht sind die bestimmenden Elemente dieser Dichtung. Häufig tauchte bei der Lektüre im Hinterkopf des Lesers und Verfassers dieser Gedanken das altgriechische Konzept des »Pneuma« auf, auch des chinesischen »Chi«, ein Gefühl, daß alles mit allem verbunden sei und ein Teil des großen Ganzen.

Mit der vorliegenden wohlkomponierten Auswahl zeigt Jürgen Bröcan einmal mehr, daß er einer der wichtigsten Dichter seiner Generation ist und ein bedeutender Dichter im Kanon der deutschen Poesie.

Ralf Thenior, Herbern 12.11.2020

Kurzvita

Jürgen Brôcans Biographie ist ein Exemplum des Unspektakulären. Er kam am 29.11.1965 in Göttingen zur Welt, die Eltern ein gelernter Friseur, der jahrzehntelang ›Einrichter‹ im dortigen Carl-Zeiss-Werk war, und eine Hausfrau, die als Krankenschwesternhilfe gearbeitet hat; die Großeltern väter- wie mütterlicherseits Flüchtlinge aus Ostpreußen. Brôcan konnte bereits als Fünfjähriger lesen und schreiben, es hat sich aus dieser Zeit ein »Vortrag über Bücher« im Nachlaß der Eltern erhalten. Dem eigenen Bekunden nach war Brôcan ein schlechter Schüler, der durch unangepaßtes Verhalten auffiel. Nach einem dennoch bestandenen Abitur absolvierte er den Zivildienst am Universitätsklinikum und studierte anschließend Germanistik und Europäische Ethnologie an der Georg-August-Universität Göttingen. Die ihm im sechsten Semester angebotene Direktpromotion zur »Lyrik des deutschsprachigen Surrealismus« hat er nie abgeschlossen. Sofort nach dem Studium begann Brôcan als freier Schriftsteller und Übersetzer, ab 1999 auch als Rezensent für die NZZ. Im Jahr 2003 zog Brôcan ›der Liebe wegen‹ nach Dortmund, seit 2005 ist er mit seiner Frau Kerstin verheiratet, das Paar hat einen gemeinsamen Kater namens Whitman, ein sehr ungewöhnliches Exemplar seiner Gattung. Dortmund, das Ruhrgebiet und die westfälische Landschaft haben Brôcans Kreativität erst richtig freigesetzt, in der Folge darum zahlreiche Auszeichnungen, neben Stipendien der Kunststiftung NRW, der Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen und des Deutschen Literaturfonds der Paul-Scheerbart-Preis (2010) und der Literaturpreis Ruhr (2016). Die Mitwirkung und Unterstützung durch seine Frau bezeichnet Brôcan als entscheidend.

Die wichtigsten Veröffentlichungen

»Ortskenntnis«. Gedichte 1996-2006. München (Lyrikedition 2000) 2008 [Neuausgabe: »Ortskenntnis«. Gedichte 1994-2006. Vollständig revidierte Ausgabe. Dortmund (edition offenes feld) 2020.] | »Antidot«. Gedichte. Hörby und Berlin (Edition Rugerup) 2012 | »Holzapfel«. Gedichte. Berlin (Edition Rugerup) 2015 | »Schädelflüchter«. Gedichte. Angermünde (Horlemann) 2015 [Neuausgabe: »Schädelflüchter«. Gedichte 2015/16. Vollständige, durchgesehene Ausgabe. Dortmund (edition offenes feld) 2020] | »hymnenrauh«. Gedichte, Oelde und Dortmund (Edition Haus Nottbeck / vorsatz verlag) 2016 | »Wacholderträume«. Gedichte. Berlin (Edition Rugerup) 2018 | »Nachrichten aus dem Dreistromland«. Dortmund (edition offenes feld) 2019 [zusammen mit Ralf Thenior und Arnold Maxwill] | »Ritzelwellen«. Gedichte. München (Aphaia Verlag) 2020.

Robinson Jeffers: »Liebe den wilden Schwan«. Göttingen (Edition An der Leine) 2001 | René Char: »Der herrenlose Hammer«. Göttingen (Edition An der Leine) 2002 | William Everson: »Syzygium / Ursprung des Flusses« (Fassung 1990) [zusammen mit Stefan Weidner]. Berlin (Gemini) 2001 | Marianne Moore: »Kein Schwan so schön«. Basel (Urs Engeler Editor) 2001 [Neuausgabe ebd., 2020] | Gustaf Sobin: »Das Taubenhaus«. Roman. Berlin (Berliner Taschenbuch Verlag) 2003 | Richard Wilbur: »Eine Welt ohne Gegenstände ist spürsame Leere«. Köln (Darling Publications) 2005 | Georges Schehadé: »Poesie I-VII«. Berlin (Verlag Hans Schiler) 2006 | »Sehen heißt ändern«. 30 amerikanische Dichterinnen. München (Stiftung Lyrik Kabinett) 2006 | Ranjit Hoskote: »Die Ankunft der Vögel«. München (Hanser) 2006 | Walt Whitman: »Grasblätter«. München (Hanser) 2009 | Clayton Eshleman: »Die Friedhöfe des Paradieses«.

München (Hanser) 2011 | John Muir: »Die Berge Kaliforniens«. Berlin (Matthes und Seitz) 2013 | Nathaniel Hawthorne: »Der scharlachrote Buchstabe«. München (Hanser) 2014 | Daniele Pantano: »Hunde in verwaorlosten Feldern«. Zürich (Wolfbach Verlag) 2015 | Ranjit Hoskote: »Feldnotizen des Magiers«. Dortmund (edition offenes feld) 2015 | Arundhathi Subramaniam: »Die Stadt brandete gegen mich«. Dortmund (edition offenes feld) 2016 | Robinson Jeffers: »Gott war ein Habicht im Morgenrot«. 15 Gedichte. Hamburg (Kottnik booklet) 2016 | John Muir: »Bäume vernichten kann jeder Narr«. Berlin (Matthes und Seitz) 2017 | Walt Whitman: »Leben und Abenteuer von Jack Engle«. Roman. München (dtv) 2019 | Aldo Leopold: »Ein Jahr im Sand County«. Berlin (Matthes u. Seitz) 2019 | »Enthüllung! Joannes: Die Apokalypse«. Dortmund (edition offenes feld) 2020 | Kaveh Akbar: »Den Wolf einen Wolf nennen«. Berlin (Hanser Berlin) 2021. | Ralph Waldo Emerson: »Tagebücher«, Bd. I-III. Berlin (Matthes u. Seitz) i.V. – William Goyen: »Das Atemhaus«. München (Manesse) i.V.

Textnachweise

(»All That Glory In The Heavens To Glean«); Fenster, Strecken, Läufe; Ein Morgen Einsamkeit; In der Krummhörn; Brechtener Gedicht; Entenpäule, Köterwelt: diese Namens-; Mit Hochglanz, Franziskus, hing sie im dämmer-; Grossraum der Nacht, steigende Stille, ein Mund-; Kettensägen-Routine, ab-; Ereignisse im November; Weender Gedicht; Menschenhand, Menschenmaschine; Nach der Angst vorm Tod ist es Schönheit; Enzyklopädie der Stille; Spin-Off eines Gedichts von Jorie Graham; Vita brevis; Lob eines Handwerks, aus: »Ortskenntnis«.

Zur Wannnbrücke; Morgenhore; Gespriesen sei der Ort; Emscherspuren I-VII; Die Bäume des Friedhofs; Haltestelle; Letzte Unruhe; Füße, Bälle; Der leidenschaftliche Gärtner; Was die Alten erzählen; 328 Mickle Street, Camden; Zigarettenrauchzeichen; Der Kriegsphotograph; David in der Stiergrube, aus: »Antidot«.

Stadtbummel; Das Fanal; Reviere; Abend, farbgelöscht; Die Schaukel; Der Künstler sieht in die Natur; Monolog des Eadward Muybridge; Dichtet ihm nichts an; Emesis; Vom Erdboden; Entgiftung durch Freiheit; Die Abenteuer eines Grashüpfers; Gemälde einer Nacht; Schöne Myopie; Erbschaft; Die Welt; In meiner Nachbarschaft; Luffa; Schwanengefahr; Poetik III; Im Fall des Abschieds, aus: »Holzapfel«.

vier stunden ließ sich turner; überzogen ist der strand; *klaggi* (so ibykos); am tor nach westfalen; das bärterchen mit dem flanschmund; der mond; aus der dunkelheit kürzestes *zip*; die neonsonnen warfen sezierendes licht; im wartesaal der wintersonnenwende, aus: »Schädelflüchter«.

das klangnegativ; fliehende zimmer i-v; ein paar mikro-
gramm am tag; die dinge; der hauch von dem ich lebte i-
vii; stunden im garten i-v; plinius über apelles; san-
delholzfiguren; robert fuchs, 2. symphonie, erster satz,
aus: »Wacholderträume«.

die Mühen des Malers; im Wind; der Campus (II); ruhral
(III); die Kunst, sich rauszuhebeln; Großer Abendsegler;
snatches from the sun; Porträt einer Herkunft; Teppich
des Lebens, aus: »Ritzelwellen«.

Im Norden; Möglicher Auftrag; Anemosität; Das Jahr der
Ratte: bislang (Stand: 1.2.2020) unveröffentlicht (aus
dem Ms »Atemfrequenzen«).

»Keine Chance für Hölderlin?« (Zuerst erschienen in:
NZZ, 22.7.2011. Hier abgedruckt die Ms-Fassung.)

»Wir leben in dem Dichterklima nicht« (Zuerst erschie-
nen in: taz, 5.9.2014, unter dem Redaktionstitel »Wer
pflegt die Fülle selten gehörter Stimmen?«. Hier abge-
druckt die Ms-Fassung.)

»Ein Stoßseufzer und viele Jubelrufe« wurde eigens für
diese Ausgabe geschrieben.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Jürgen Baroth (Bd. 103).